This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT2449
.452A6
1896

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

LB 4114
f2

Aus den Papieren des Großvaters

heim, Moses Porges von, 1781-1870

Aus den Papieren des Großvaters

von

Rudolf von Fortheim

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1896

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

	Seite
Vorbericht des Enkels	1
Nächtliche Fahrt, Novelle	5
Die gute alte Zeit	17
Aus Großvaters Curiositäten-Cabinet	24
Aus Großvaters Gedankensparbüchse	30
Streifzüge auf das Sprachgebiet	44
Musik	57
Das Jahr 1848	69
Lesefrüchte aus J. L. Klein's Geschichte des Dramas	76
Philosophie und Erfahrungswissenschaft	83
Unsere Modernen	88
Don Juans Glück und Ende	95
Eifersucht	103
Das Glück, sich gedruckt zu sehen	107
Aus dem Tagebuch des Großvaters	119
Citaten-Register	169

Vorbericht des Enkels.

Nach dem Tode meines geliebten Großvaters, der ein hohes, ein in jeder Beziehung schönes Alter erreichte, wurde ich von der Familie mit der Aufgabe betraut, seine hinterlassenen Schriften zu ordnen und zu sichten. Es galt einer ansehnlichen Menge dieser Papiere, nnd abgesehen von dem hohen pretium affectionis, den sie für mich insbesondere hatten, erschienen sie mir auch, mit möglichster Objectivität betrachtet, in der That als Werthpapiere. Großpapa hatte sich bis an sein Lebensende volle Geistesfrische und eine wahrhaft jugendliche Begeisterungsfähigkeit bewahrt. Ihn zeichnete ein nicht gewöhnliches Bildungsstreben aus, verbunden mit regem Sinn für alles Wissenswerthe, vorzüglich

auch für alles Schöne. Von Jugend an war er gewohnt, so zu sagen, mit der Feder in der Hand zu lesen, und die Früchte solcher langjähriger Thätigkeit fand ich in diesem Nachlaß sorgsam aufgespeichert. Sie bestanden außer einem reichen Schatze von Citaten hauptsächlich aus Essays, in welchen eben jene, mit seinen eigenen Gedanken und Einfällen gemischt, unter verschiedenen Gesichtspunkten gruppirt, erschienen.

Die Form dieser letzteren machte es ersichtlich, daß sie nicht von ihm zum Lebendigbegrabenwerden verurtheilt waren. Ihn konnte also von der gewiß beabsichtigten Veröffentlichung nur der Mißerfolg eines ersten Versuchs abgeschreckt und abgehalten haben.

Ich erinnere mich auch lebhaft seines Ausspruchs, welchen ich jetzt erst völlig verstehe: wie lächerlich derjenige sei, der sich nicht abhalten ließe, mit laut erhobener Stimme dort ein Echo wecken zu wollen, wo ein solches thatsächlich nicht bestehe. Auch bin ich übrigens fest überzeugt, daß nur die eigenthümliche Veranlagung seines Geistes, hie und da auch die äußere Fassung der Essays, dem raschen Erkennen ihres unleugbaren Werthes hindernd im Wege standen.

Der theure Verblichene hatte nämlich ein außergewöhnlich treues Gedächtniß, welches das einmal Aufgenommene hartnäckig bewahrte und festhielt, so daß dann in mündlichen oder schriftlichen Aeußerungen seine eigenen Gedanken von den reproducirten Schätzen fremder Herkunft förmlich überschwemmt und überwuchert wurden. Bei dieser Gelegenheit muß ich mich auch eines Citates schuldig machen, auf die Gefahr hin, daß man Symptome des Atavismus an mir zu erkennen glaube. Aber was Hanslick über A. W. Ambros, den Verfasser der Musikgeschichte äußert, finde ich genau auf Großpapa passend. Hanslick sagt: „Seine Produktion wurde aus dem Reservoir eines phänomalen Gedächtnisses gespeist. Jeder Gedanke ward ihm unwillkürlich zum Stichwort, auf welches ein Dutzend anderer hervorsprang."

Was aber die erwähnte äußere Form anlangt, ist auf diese unbestreitbar Großvaters Vorliebe für Jean Paul, und sein eifriges liebevolles Versenken in dessen Werke, nicht ohne merkbare Einwirkung geblieben. War er auch keineswegs blind für die Mängel des verschnörkelten Baues der langathmigen Perioden und des Einschachtelungunwesens der Sätze Jean Pauls, so be-

gegnete er doch jeder Klage, daß man sich erst durch so viele Schalen mühsam bis zum Kerne durcharbeiten müße, mit der Einwendung: „Ja, aber gerade wie im Schlaraffenland, wo man sich ebenfalls durch den köstlichsten Milchreis und die leckersten Süßigkeiten durchessen muß, um ins Innere zu gelangen.“

Dies dürften also die Ursachen gewesen sein, daß bis heute das hier Folgende unveröffentlicht geblieben. Ich erfülle nur eine Pflicht der Pietät, wenn ich dem theuern Großvater hiermit die letzte Ehre erweise, und der Umstand, daß der geehrte Verleger sich mir hierzu auf meine erste Anfrage hin so bereitwillig und zuvorkommend verbündete, gilt mir als günstiges Omen, daß auch die Lesewelt sich möglichst zahlreich diesem Akte der Pietät anschließen werde. Es gilt ja keineswegs einer Bestattungsfeierlichkeit, sondern vielmehr der Gedächtnißfeier zu Ehren des theuren Verblichenen, bei welcher ich den hierzu Geladenen die Bekanntschaft mit demselben zu vermitteln gedenke.

Nächtliche Fahrt.

Novelle.

Das bekannte Axiom Leſſings „Kein Menſch muß müſſen“ ſtellt vor Allem das feſt, daß Leſſing kein Zeitgenoſſe meines Freundes, des Bezirksrichters Scharf geweſen, und durch dieſen mißlichen Umſtand verhindert war, ihn zu kennen. Denn wer überhaupt Bezirksrichter Scharf kannte, und ſeinen kategoriſchen Imperativ: „Du mußt“ vernahm, der wußte — er mußte. Mir kam es alſo gar nicht in den Sinn, einen zugleich lächerlichen und fürchterlichen Sklavenkettenbrechungsverſuch zu wagen, als Scharf ſeinen Ukas erließ: „Du mußt ſogleich dein Bündel ſchnüren und reiſen.“ Und dies um ſo weniger, da das Machtgebot nicht wie ſonſt üblich, kurz abgehackt erdröhnte, ſondern im anhängenden Schweif, nicht Gift — in cauda venenum — ſondern den Balſam einer Motivirung enthielt,

nämlich: „Du brauchst dringend Erholung und Zerstreuung. Fort mit dir!“ Ich folgte, wie ich mußte, und entschloß mich nicht ungern zu diesem — half and half — wohlthuenden Gemisch des utile cum dulci, der nöthigen Entfernung aus der Stadt mit dem süßen eines Besuchs bei einer Jugendliebe. So befand ich mich denn nach kurzer Fahrt von der Residenz in Strahlheim.

Mondhelle Herbstnacht. Einsam harre ich auf dem menschenleeren Bahnhof dem nächsten Zug entgegen. Von der Thurmuhr des nahen kleinen Städtchens ertönen zwölf heisere Schläge. Also das, was man zu Olims Zeiten „die Geisterstunde“ nannte, und womit man uns als Kindern das Gruseln lehren wollte. Tempi passati. Wie hat sich namentlich uns Großstädtern dieser Wauwau zu einer urgemüthlichen Stunde verwandelt, die in unsere Abendunterhaltungen mitten hineinfällt, wo uns aber auch gar nichts an Geist oder Geister mahnt.

Ein greller Pfiff. Da ist der Zug und gönnt mir kaum eine Minute zu meiner Momentaufnahme in denselben. Der argverdrossene Conducteur, unwillig über die unerwartete, störende Erscheinung auf diesem verlorenen Posten, reißt, zur Eile mahnend, die Coupé-Thüre auf. Ich stolpere hinein,

die mir zum Empfang entgegengestreckten vier Füße als aufsteigendes Gestirn nicht allzusanft streifend. Der erste Eindruck, den ich auf die unbekannten vier Füße, und durch dieses Medium auf deren respective Besitzer gemacht, scheint mehr stark als günstig gewesen zu sein. Dies schließe ich nach der entgegenschallenden Begrüßungssalve, einem beinahe wie ein Fluch tönenden Laut in grollendem Tiefbaß, accompagnirt von einem schmerzlich-elegischen Au!

Doch wie ist mir? Ist das nicht ein Au im hohen Sopran. Demnach mußte eines der getretenen Pedale unbedingt weiblichen Geschlechtes sein. Ich sinke nach einem leisen, kein Echo findenden „Pardon" in die mir bestimmte Wagenecke.

Leider kommen des Mondes Strahlen, ihrer Aufgabe „Alles ins Helle zu bringen" sehr mangelhaft nach, und deuten nur unklar und verschwommen die Formen meiner Reisegefährten an, von welchen, wie Goethe richtig ahnte, mich besonders „das Weibliche anzog." Mein nach Reiseabenteuern lechzender Sinn klopfte ungestüm aber vergeblich an die verschlossene Pforte, hinter der die Lösung der brennenden Frage ruhte, aber mich nicht ruhen ließ, ob — jenes Weibliche jung oder alt, ob schön oder dies weniger?

Man denke nur. Fahrt in „mondbeglänzter

Zaubernacht" das „Ewigweibliche" zur Seite und — Liebesabenteuer, reimt sich das nicht von selbst. Wie hat doch der Menschenkenner Jean Paul Recht: „daß das bei der Jugend stets wache Liebesbedürfniß zu größeren Thorheiten verleite, als die arg verleumdete Liebe selbst". Auch ein erwachendes moralisches Bedenken, ob nicht das verhüllte Gegenüber der holden Unbekannten etwa gar der legitime Gatte eines süß schlummernden Zukunftsliebchens wäre, ward sofort mit dem Keulenschlag des Ausspruches Macaulays niedergeschmettert: „Das Losungswort unserer Generation ist: Hasse deinen Nächsten und liebe sein Weib!"

Fort mit den Bedenken. Ich halte es mit Friedrich Hebbel: „Wenn dich ein Lichtlein lockt, so folge ihm, führt es dich in den Sumpf, so kommst du doch wieder heraus, folgst du ihm aber nicht, so peinigt dich durch das ganze Leben der Gedanke, daß es vielleicht dein Stern gewesen sei." Derselbe meint ja auch ganz nach meinem Sinn: „Der Jugend kann man viel leichter tausend Sünden verzeihen — als gar keine."

Nein, so unverzeihlich will ich nicht handeln. Bliebe auch in Wirklichkeit der Zauber der erträumten Aventiure hinter meiner Erwartung weit

zurück, bleibt mir doch der Trost des alten Sprichwortes:

„Besser icht's (etwas)
Sprach der Wolf, denn nichts,
Als er nach einem Schaf schnappte,
Und dafür eine Muck' ertappte."

Aber! aber! Quousque tandem! Wie paßt diese zu verfänglichen Allotrien reizende Don-Juan-Stimmung zu meinem Reisezweck! Fahre ich doch eigentlich, und zwar in diesem Augenblick mit geschlossenen Augen meinem Schicksal entgegen. Schicksal! oder? — Wie sagt doch Schopenhauer?: „Was die Leute gemeiniglich das Schicksal nennen, sind meistens doch ihre eigenen dummen Streiche. Denn, wenn die schlechten Streiche erst in jener Welt gebüßt werden, so doch die dummen schon in dieser."

Mein Reiseziel war das Wiedersehen des Gegenstandes meiner ersten Liebe nach langer banger Trennung. Ich kann es mir nicht verhehlen, es ging etwas plötzlich mit jener ersten Liebe, in die ich mich unversehens kopfüber hineinstürzte, so daß ein Skrupel nicht ungerechtfertigt wäre, ob ich hierbei nicht nach dem ein wenig frivolen Recepte Alfred de Musset's vorgegangen wäre:

„Aimer est le grand point, qu'importe la maitresse,
Qu'importe le flacon, pour vu qu'on ait l'ivresse."

Und trotz alledem und alledem, wie schwelge ich noch heute in der Erinnerung an jenen ersten Kuß, jenen keuschen, alleinseligmachenden Kuß. Ach wie schade, daß nach Jean Paul „der Mensch höchstens fünf bis sechs Mal zum ersten Male küßt."

Selige Zeit, „o wenn sie ewig grünen bliebe!" Schimpft sie immerdar, ihr Philisterseelen, die Zeit echter, unverfälschter Jugendselei. Wie durchschauert es mich noch heute: der erste Kuß, und dann wie Paul Heyse singt:

„Und dann ein Blick, um Steine zu entfachen,
Ein „tausend Dank!" das königlich belohnt,
Ein „gute Nacht!" das Nächte macht durchwachen."

Drei volle Jahre sind es, da ich mich von meinem lieben, damals sechzehnjährigen Aennchen trennte, so schwer trennte „wie der Nagel vom Fleisch" wie es so bezeichnend in dem alten poëme de Cid heißt. Durch diese ganze Zeit auf das armselige Surrogat eines brieflichen Verkehrs angewiesen, erschien ich mir wie verarmt und in Elend gesunken. Während sonst die Sonne meines Glücks strahlend durch den hellen, klaren Krystall von

Liebchens Augen mir geleuchtet, drang sie nun, wie in die Hütte ärgster Dürftigkeit matt und gedämpft durch die papiernen Scheiben. Und doch „schwebt mir noch jetzt immerfort ihr Bild vor, wie das Lichtzittern, nachdem man lange in die Sonne gesehen" wie Georg Büchner sagt. Ja echt und wahrhaft muß meine Liebe sein, denn nach einem französischen Sprichwort: „ist die Abwesenheit für die Liebe, was der Wind für das Feuer. Das kleine verlöscht er, das große facht er an." Und dieses brennt gehörig.

Da sich endlich meine Verhältnisse derart gestalten, daß ich an einen eigenen, wenn auch bescheidenen Hausstand denken durfte, war ich auf dem Wege mein geliebtes Aennchen aufzusuchen und nach dem Rechten zu sehen. Sagt doch ein Sprichwort des respectabeln Alters von über 200 Jahren:

„Ein eigner Heerd
Ist Goldes werth,
Ist er schon arm,
So hält er warm."

Und warnt mich auch der Pessimist Schopenhauer: „In unserem Zeitalter heißt heirathen, seine Rechte halbiren, und seine Pflichten verdoppeln," so folge ich doch Ludwig Feuerbach:

„Wer nicht benützt den Augenblick,.
Der hat zum Leben kein Geschick.
Nicht, widersteh'n der Leidenschaft,
Zu folgen ihr ist Götterkraft."

Und noch dazu räth mir Jean Paul: „Man erwähle sich nur ein junges Mädchen zur Ehe. Nur ein unreifes weibliches Wesen ist zur Ehe reif. Das erste Jahr der Ehe ist das letzte der weiblichen Erziehung." Und eben so Recht hat Mme. de Remusat: „Dieser Schelm Liebe ist doch manchmal zu etwas gut, und ich glaube auch nicht, daß er selbst in der Ehe etwas schade."

Also frisch gewagt! Jedesfalls aber ist es zeitgemäß, die Sache jetzt zu beschlafen. So komm denn, mildthätiger Gott des Schlafes, und träufle besänftigendes Oel aus deinen Mohnkörnern auf die stürmischen Wogen meiner Gedanken, die mich zwischen Furcht und Hoffnung schaukeln. Leider gleicht der Schlaf nicht jenen überaus gefälligen Histrionen, die sich sogleich auf den ersten Ruf einstellen. Im Gegentheil geht es oft mit dem Einschlafen nach Graf Tolstoi analog wie mit der Langweile. „Man langweilt sich schon aus Furcht sich zu langweilen, und schläft in den meisten Fällen nicht ein, weil man sich fürchtet nicht ein-

ſchlafen zu können.“ Es kommt nun noch hinzu, daß der zudringliche Geſelle, der Mond, nicht müde wird, meine geſchloſſenen Augenlider zu küſſen, und mich wach zu rufen, um ihm, wie oft gethan, bei ſeinen nächtlichen Gängen Geſellſchaft zu leiſten.

Nicht doch! „Ich ſchiebe“ um ein Plagiat an dem hyperkühnen Bilde eines geiſtreichen Blauſtrumpfs zu verüben „ich ſchiebe dies wohl nur dem Monde in ſeine unhörbar am Himmel dahingleitenden Schuhe.“

Ich kehre demnach der holden Luna meinen für ihren Weckruf minder empfänglichen Rücken, und verſinke endlich in einen wohlthuenden Schlummer. Doch nur zu bald „verſchiebt ſich“ gerade ſo wie es Jean Paul beklagt „das wärmſte Heilpflaſter der Erde, der Schlaf, und die Nachtluft der Erinnerung weht wieder die nackten Wunden an.“

Sieh da! „ſchon hat der erwachende Tag das Kopfkiſſen der Finſterniß weit von ſich geworfen“ wie ſchon vor mir ein geiſtvoller Novelliſt dieſen Vorgang beobachtet hatte. Ich blicke zum Fenſter hinaus und erblicke dieſelbe Landſchaft, welche E. M. Vacano mit folgenden Worten beſchreibt: „Eine Gegend, deren ſeltene Hütten im bleichblauen Herbſtlicht, wie das weiße gebrochene

Todtenauge zwischen den erdfarbigen Wimpern der Landschaft hervorstarrten."

In diesem Augenblick erschallt zu meiner Ueberraschung meine Name von Frauenlippen gerufen. Was sehe ich? Die Besitzerin der schwächern und wohl auch schönern Hälfte jener vier Füße ist eine — in jeder Beziehung — ältere Bekannte, Fräulein Helene, der ich öfter als mein Herz begehrte, in der Residenz begegnete, und dort dauernd zurückgelassen wähnte, ohne diesbezüglich dem Dichter zuzustimmen, der versichert: „Scheiden und Meiden thut weh." Also riß mit der Finsterniß „Schleier auch der holde Wahn" eines angenehmen Reiseabenteuers entzwei.

Fräulein Helene, welche schon ansehnlich lange ihre Kinderschuhe in ausgiebigster Weise ausgetreten hatte, befand sich in den Jahren, die selbst der enragirteste Süßholzraspler nicht die Stirne gehabt hätte — die besten zu nennen. Sie war — doch ich kann es mir ersparen ihre Persönlichkeit zu schildern, denn sie hat zweifellos Conrad Ferdinand Meyer als Modell gesessen für seine Eleonore im Roman „Der Heilige", von der es heißt: „Sie hatte einen schwarzen Helm von üppigen Haaren, unstäte beschäftigte Augen und stets gejagte

Füße.“ Zur Vervollkommnung dieſes zum Sprechen getroffenen Portraits nur noch die wenigen bezeichnenden Züge, wie ſie Carl von Vincenti in ſeinen „goldenen Wandertagen“ giebt: „ſcharfe befehlende Mundwinkel und eine geringſchätzige Naſe.“

Freundlich, wenn auch nicht anziehend „lächelte ſie mir ihre ſchönen Zähne vor“ wie Wieland ſagt. Ach! ſchon lange war ſie „zünftig in der alten Jungferninnung“, und gehörte unbedingt zu Jean Paul's „ältlichen Matronen, deren Reizen die Hand der Zeit trotz allem Geſchnörkel der Kunſt nur allzulesbar den Scheidebrief geſchrieben.“

Wie aber ſchon ein Uebel ſelten allein kommt, hatte der kraftvolle Ausruf meines Namens Helenens Gegenüber geweckt, das ſich nun gewaltig und drohend erhob. Es war ihr älterer Bruder Richard, ein alter Knabe, „der mir ſchon lange fürchterlich geworden.“ War es doch während meines Aufenthaltes in der Reſidenzſtadt bei jedem Ausgang ſtets das Erſte, ängſtlich auszulugen, ob nicht etwa der Gefürchtete in Sicht, und ob noch eine Möglichkeit auszuweichen, ehe das Unerträgliche „Ereigniß geworden“ — ein Unglück, das mich wahrhaft mit „Fliegenbeharrlichkeit“ verfolgte. Aber

hier zwischen den vier engen Wänden und bei verschlossenen Thüren war an kein Entkommen zu denken. Ich bin gewiß nie anzüglich oder massiv, und verwahre mich ausdrücklich, da nicht ich, sondern kein Geringerer als Jean Paul es sagt: „Lange Ohren sind die Erbsünde, für welche kein Esel kann. Aber wenn der Esel y-ahnet, so begeht er eine wirkliche Sünde, denn er hätte auch schweigen können.“ Und dieser sündhafte Richard y-ahnte stets ausgiebig. Nun gesellte sich bei ihm der „schon greisete, ehe er weisete“ eine — um mir den treffenden Ausdruck von Ossip Schubin auszuleihen „eine grauhaarige Nichtsnutzigkeit, die aus allen Ecken und Enden seiner Erscheinung herausguckte.“ Es ist demnach nicht zu verwundern, daß ich mit meiner Meinung über ihn nicht allein stand, sondern von ihm gilt, was Gregorovius von dem Ansehn Karls IV. gegenüber den Großen Italiens behauptet, „daß er von Allen mit zuvorkommender Geringschätzung behandelt wurde.“

Hier bricht das Manuskript des Großvaters ab, und scheint auch nicht wieder fortgesetzt zu sein.

Die gute alte Zeit.

Aus den Schriften vergangener, ja ſelbſt nicht gar zu lang vergangener Zeit ſchlägt mir oft ein wahrer Moderduft entgegen. Wie Vieles, was ſich darin lebensberechtigt protzig breit gemacht, iſt jetzt der Verweſung verfallen. Und wenn ich auch an Selbſterlebtes halbvergangener Zeit zurückdenke, finde ich eine kaum überbrückbare Kluft, die uns von deren Grundſätzen und Lebensanſchauungen trennt. Die radikalen Umwälzungen in den politiſchen Glaubensſätzen, wie ſie die große franzöſiſche Revolution und die ihr wiederholt folgenden ins Leben riefen, die nie geahnten Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, und ihre wahrhaft umſtürzende Anwendung im praktiſchen Leben, prägten der Welt eine ganz veränderte Phyſiognomie auf.

Erſcheint es uns heute nicht ganz unglaublich,

daß uns nur anderthalb Jahrhundert — vom letzten Auto-da-fé trennen, und — was noch mehr ist — daß dieses, in welchem ein Mönch und eine Nonne lebendig verbrannt wurden, und zwar am 6. April 1724 zu Palermo laut einem vom Kaiser Karl VI., dem Vater unserer großen Maria Theresia, sanktionirten Urtheil der Inquisition stattfand. Um solches nur annähernd begreifen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß laut Volkszählung vom Jahre 1730 das glückliche Königreich Neapel unter 4.000.000 Einwohnern nicht weniger als 112.000 Geistliche zählte, also 28 von 1000, und zwar 56.000 Weltpriester, 31.800 Mönche, 23.600 Nonnen. Die geistliche Hierarchie bestand aus 22 Erzbischöfen und 116 Bischöfen. Die Hauptstadt Neapel allein war mit 16.500 Geistlichen gesegnet. Wenn auch nicht im gleichen Maaße, bestand auch in andern Staaten diese Hypertrophie des geistlichen Elementes, und es zeigen sich in demselben erschreckende Züge von Frivolität. So geschah es, daß der geistliche Kurfürst Josef Clemens von Köln, der als Bundesgenosse der Franzosen 1705 in die Reichsacht erklärt wurde, und größtentheils zu Valenciennes im Exil lebte, durch öffentlichen Ausruf bekannt machen ließ, er werde in dortiger Kirche am 1. April 1714

predigen. Bei ungewöhnlichem Zuſtrömen der gläubigen Menge beſtieg er auch die Kanzel, ſchlug das Kreuz und rief: „Zum April!“ Nach dieſem guten, würdigen Scherz verließ er die Kanzel unter dem Schall von Trompeten und Pauken.

Wenn wir auch eben jetzt, in einer Zeit des anwidernden Treibens des roheſten Antiſemitismus, begleitet von einer treibhausartigen Zucht — oder ſoll ich lieber ſagen zuchthausartigem Treiben — heuchleriſcher Frömmelei und frecher Intoleranz, nicht Urſache haben auf unſer fin de siècle ſtolz zu ſein, muß es uns trotzdem eigenthümlich berühren, wenn wir den Proteſt leſen, den am 29. Juni 1814 die katholiſche Geiſtlichkeit Frankreichs in corpore an den Miniſter des Innern Abbé Montesquieu richtete. In demſelben beklagt es der Clerus, daß die Regierung nicht nur die Katholiken, ſondern auch Proteſtanten und Juden aufgefordert habe, Dankgebete bei Rückkehr Ludwig XVIII. auf ſeinen Thron darzubringen. Wörtlich heißt es:

„Unſer Blut gerann in unſern Adern, als wir dergeſtalt die Lüge mit der Wahrheit auf eine Linie ſtellen ſahen. Man konnte kein ſichereres Mittel wählen, um alle Katholiken gegen den König einzunehmen. Der Miniſter, der ja ſelbſt mit dem

geheiligten Charakter des Prieſters bekleidet iſt, muß wiſſen, daß in religiöſen Dingen die Hinwendung zu der Geſammtheit der verſchiedenen Sekten ein Beweis von Irreligioſität iſt, daß ſie zu Gebeten auffordern, gleichviel für welche Angelegenheit, ſoviel heißt, als an dem Fluch theilnehmen, den der heilige Geiſt in den Sprüchen Cap. 28 V. 9 ausgeſprochen hat. Was ſind die Gebete der Juden und Proteſtanten anderes als eine Beſchimpfung Gottes."

Noch ein Curioſum aus älterer Zeit, dem Jahre 1683, als Beiſpiel religiöſer Ueberſpanntheit verbrämt mit einem phänomenalen Byzantinismus. Aus dieſem Jahre datirt das Teſtament des Kanzlers des Kaiſers Leopold I., Hocher, welches lautet: „Möge Se. Majeſtät der Kaiſer nie vergeſſen, daß alles ungewöhnliche Glück Habsburgs aus der frommen Ehrerbietung herſtammt, welche der Ahnherr Rudolf dem hochheiligen Sakramente des Altars erwieſen hat. So möge denn Alles glücklich enden, bis der König der Könige Se. Majeſtät den Kaiſer in ſein himmliſches Reich berufen haben wird, um alldort mit ihm zu herrſchen."

Auf politiſchem Gebiet ſtand gleichfalls das Dogma des unfehlbaren, allein ſeligmachenden Abſolutismus, dieſer roche de bronce, unerſchütterlich

fest. Ein Beweis, in welchem Grade der absolute Monarch in seiner Gottähnlichkeit tief auf das Unterthanenvolk hinabblickte, ist das Verhalten des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. von Preußen anno 1733. Als nämlich in Holland ein preußischer Offizier als Werber gefangen, streng nach dortigem Gesetze verurtheilt und hingerichtet wurde, verlangte der König als Satisfaktion: „der holländische Gesandte müsse bei seiner Rückkehr nach Berlin am neuen Thor aus der Kalesche steigen, knieend bis auf den Paradeplatz marschiren, und da knieend um Pardon bitten. Dann" heißt es ausdrücklich, „will ich mich bedenken, was ich thun will."

Wie lange noch galt die Ueberzeugung, daß dem Volke ein Antheil an der Regierungsgewalt zukomme, als blanke fluchwürdige Ketzerei. 1812 schrieb der österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg an den Herzog von Bassano: „Aber nichts ist beklagenswerther und der persönlichen Gesinnung Sr. Majestät des Kaisers von Oestreich widersprechender, als die Bestrebung, das geheiligte Band zwischen den Monarchen und Völkern zu lösen, wie in diesem Augenblicke Preußen das Beispiel bietet, dem Herrscher sein Volk beizuordnen."

Ja selbst nach — freilich bescheidener — Zu-

laſſung von Volksvertretern ſprach ebenſo bezeichnend wie naiv 1833 der naſſauer Premierminiſter von Marſchall zu denſelben „man werde der Kammer nur das Budget, aber ſonſt keinen Geſetzentwurf vorlegen, um die Unbehaglichkeiten zu vermeiden, welche alle Reformen ſtets zur Folge haben.“

Ging doch dieſe Furcht vor jeder Neuerung, dieſe Angſt, an dem alten morſchen Gebäude ja nicht rühren zu laſſen, damit es nicht zuſammenſtürze, ſo weit, daß noch 1844 der Präſident der böhmiſchen Stände, Robert Altgraf zu Salm „es als einen ſchweren bejammernswerthen Fehler erklärte, daß das Inſtitut der Folter abgeſchafft ſei, worunter das Rechtsverfahren ſchwer leiden müſſe.“

Folgerichtig wurden mit ähnlichem Mißtrauen, ja offener Feindſeligkeit alle Neuerungen, die wichtigſten Entdeckungen auf wiſſenſchaftlichem Gebiete, namentlich deren Einführung ins Leben betrachtet. Das Projekt, Prag mit Wien durch eine Eiſenbahn zu verbinden ward, wie ich es ſelbſt erlebte, in erſterer Stadt ſogar von Gebildeten mit Kopfſchütteln und mit unverhehltem Hohn aufgenommen. Rentabilität von einem ſolchen Schwindelunternehmen zu erhoffen, ſei lächerlich, da ſich ja die wenigen

Paſſagiere für die ſpärlich verkehrenden Poſtwägen nur mühſam zuſammenfänden.“ Den Eröffnungsfeierlichkeiten dieſer Bahn beizuwohnen, lehnte der hierzu geladene Fürſt Hugo Salm entſchieden ab mit der Motivirung: „Es handle ſich hierbei ja doch nur um ein Opfer, das auf dem Altar des Mammons zu bringen wäre. Zweifelhaft bleibe es immerhin, ob in der Zukunft das Beklagenswerthe dieſer Neuerung das etwa Erfreuliche hierbei nicht weit überwiegen werde. Gleiche doch das Ereigniß einem Gewitter, deſſen Nachtheile für die Gegenwart gewiß, die Früchte für die Zukunft ſehr problematiſch wären.“

Aus Großvaters Curioſitäten-Cabinet.*)

Treffender Vergleich.

Im Jahre 1864 äußerte ſich Cardinal Mêrode — ein wahrhaft klaſſiſcher Zeuge: „Ein Verſuch im Kirchenſtaate Reformen einzuführen, heißt eben ſo viel, als dem Vicekönig von Egypten den Rath ertheilen, die Pyramiden von Cheops mit einer Zahnbürſte zu reinigen."

Segen der Furcht vor dem Weltuntergang.

Der Ausgang des zehnten Jahrhunderts oder volltönender erſten Jahrtauſends erſchien Vielen nicht nur ein fin de siècle ſondern ſchon fin du monde, und die bleiche Furcht vor dem Weltunter-

*) Unter dieſer Ueberſchrift ſammelte mein Großvater, was ihm bei ſeiner Lecture beſonders als Curioſum auffiel, und verſah es mit einer Etiquette, wie erſichtlich. Einige Schauſtücke zur Anſicht. (Anmerkung des Herausgebers).

gang verwirrte die Gemüther, um so mehr, da damals Bangemachen wirklich galt. Von dieser Furcht geschüttelt fiel aber eine süße Frucht für die Klöster ab. So empfingen die Aebte von dem Orden de Cluny (Beuron und Odon) allein nicht weniger als 188 Schenkungsurkunden, die mit der Formel begannen: „appropinquante mundi termino“ (da das Weltenende bevorsteht). Glücklicher Weise trat das Befürchtete nicht ein, die Welt blieb stehn — aber der Clerus behielt die Donation.

Ein sonderbarer Schwärmer.

1840 ward der bekannte Panslavist L. Gay in Moskau (schon damals gab es, wenn auch sehr sporadisch Panslavisten und — Alles schon dagewesen sogar Moskaupilger) von Gesinnungsgenossen gefeiert, und wurde von einem der Exaltados beim Banket folgender Toast ausgebracht: „Ich trinke Dir, Gay! hiermit zu. O könnte ich statt Wein und bis zur Volltrunkenheit, das Blut der Magyaren und Deutschen trinken!“

Wunderbare Voraussicht.

Im Februar 1848, kaum drei Wochen vor dem Ausbruch der französischen Februar-Revolution ließ sich der berühmte englische Parlamentarier Richard

Cobden in einer öffentlich gehaltenen Rede vernehmen: „Die Franzosen sind ein glückliches Volk. Sie haben keine privilegirten Stände, keinen unnatürlich überwiegenden Großgrundbesitz, keine Staatskirche. Kurz, sie haben Alles erreicht, was sie brauchen. Eine neue Revolution ist dort unmöglich.

Gallische Anspruchslosigkeit.

Bei den Friedensverhandlungen zu Campoformio 1797 stellte das französische Direktorium unter andern auch folgende Bedingungen: Ein besonderes Palais für die französische Gesandtschaft in Wien, ein auf Kosten Oestreichs zu errichtendes uud zu erhaltendes französisches Theater dort und das Recht eigener Jurisdiktion über alle Franzosen in den österreichischen Landen."

Angeerbte rebellische Gesinnung.

In einer Proklamation, gedruckt Wien, Wallnerstraße am 15. April 1798, nennt General Bernadotte die österreichische Dynastie „die würdigen Enkel Rudolfs von Habsburg, jenes Sklaven, der sich gegen Ottokar, seinen Herrn, empörte."

Antiquirt.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts ward folgendes Pasquill im Kirchenstaate viel verbreitet:

Pontifices muti,
De suo jure male tuti
Quamvis cornuti
Non audent cornibus uti.

Das Schwierigſte.

Alexander von Humboldt berichtet von einem General K., der ſich des Rufes ungewöhnlicher Beſchränktheit erfreute. Da man in einer Geſellſchaft, in welcher er ſich zufällig befand, von der außerordentlichen Schwierigkeit aſtronomiſcher Entdeckungen ſprach, namentlich der genauen Berechnung der Zeit, die ein Lichtſtrahl brauche, um von einem Fixſtern zur Erde zu gelangen, ſtimmte der geiſtvolle Krieger dem bei, mit dem Zuſatze: „Das Unerklärlichſte und Erſtaunlichſte erſcheine ihm aber dieſes, auf welche Art man wiſſen konnte, wie alle dieſe Sterne — heißen.“

Mehr wie naiv.

Der Dichter Petrarca kam in ſeiner Eigenſchaft als Canonicus beim Papſte um Ertheilung einer Pfründe ein, mit der Begründung: „für ſeine eigenen beſcheidenen Bedürfniſſe falle ihm nicht ein, dies anzuſprechen, aber er habe mehrere natürliche Kinder, für die zu ſorgen er verpflichtet ſei!“ Er fügte hinzu: „man möge ihn ja nicht für einen der

leider! sich in der Mehrzahl befindenden Menschen nehmen, die, je mehr sie besitzen, desto mehr verlangen. Im Gegentheil je mehr er erhalten werde, desto zufriedener werde er sein."

Ein scharfes Urtheil.

Der Dichter Otto Ludwig äußerte gesprächsweise zu Auerbach, wie ich aus dessen Briefen ersehe, über Friedrich Hebbel: „Seine dramatischen Helden treten in der ersten Scene bereits mit dem Dolche in der Brust auf, und drücken ihn nur durch fünf Akte immer tiefer hinein."

Stillhalten.

Als 1790 in der französischen Nationalversammlung über die Beschränkung der Vorrechte des Clerus debattirt wurde, und einer der Bischöfe heftig opponirte, rief ihm ein Abgeordneter zu: „Meine geistlichen Herren, Achtung! Sie werden rasirt. Halten Sie still, wenn Sie sich bewegen, werden Sie geschnitten werden!"

Ein Druckfehler von historischer Bedeutung.

Im April 1859, wenige Tage nach dem freiwilligen Tode des Ministers Bruck, erschien in der offiziellen Wiener Zeitung ein Artikel, der außerordentliches Aufsehen erregte. Er sprach von der

angeordneten Gegenüberſtellung des Zeugen Freiherrn von Bruck mit andern Zeugen und Mitbeſchuldigten. Freilich ward im nächſten Blatt der böſe Druckfehler dahin berichtigt, es müſſe richtig heißen mit Zeugen und mit Beſchuldigten.

Aus Großvaters Gedankenſparbüchſe.

Bevor ich heute den Inhalt meiner Gedankenſparbüchſe ausſchütte, möchte ich ein dieſe Einrichtung befürwortendes Vorwort vorausſchicken. Ein Patent nehme ich hierauf nicht. Denn in Tagebuchform, ſowie in Mittheilungen aus manchem ſchriftlichen Nachlaß iſt ſie ſchon bekannt. Ich möchte nur für größere Verbreitung plädiren, wie ſie heutzutag, wo die Pflege des Sparſinns ſo eifrig gepredigt wird, ſich auch auf geiſtigem Gebiet empfiehlt. Es iſt ja nicht zu leugnen, daß eben hier vieles unwiederbringlich verloren geht. Gäbe es Momentaufnahmen des jeweiligen Seelenzuſtandes, würde man ermeſſen können, welche Menge eines beſſern Looſes werther Gedanken und Einfälle, blitzartig entſtehend, ſpurlos vorüberziehn.

Man höhne nicht, daß ich mir mit dem An-

reiſen eines ſolchen Kinderſpielzeugs zur Ver=
ahrung armſeliger Heller, unleugbar ein böſes
Geiſtesarmuthszeugniß ausſtelle. Klagt doch ſchon
Max Müller, der Gedankenkröſus: „In meinem
Innern folgen die Gedanken wie Sternſchnuppen,
ie vom Himmel auf die Erde wollen, aber ver=
öſchen, ehe ſie ihr Ziel erreichen.“

Mir erſcheint es als offenbare Vergeudung und
ls Verluſt, gute, anregende Gedanken, originelle Ein=
älle, die uns durch den Kopf ſchießen, unachtſam
erloren zu geben, weil wir ſie für den Augenblick
icht zu benützen wiſſen. Man lege ſie für
aſſende Zeit, wo ſie eine Verwendung finden
önnten, zurück. Gehn doch unſere Geiſtesheroen
ns mit gutem Beiſpiel voran, verwerfen nicht
uthwillig den ſich ihnen bietenden Bauſtein, der
hnen für den Augenblick nicht paßt.

Auch ich Minderbemittelter zögere nicht ihrem
Beiſpiel zu folgen.

Für Oeſtreich allgemeines unbeſchränktes Wahl=
echt! O! über dieſen verſtockten Doctrinarismus,
er das ihm von der unfehlbaren Theorie vor=
ezeichnete Ziel mit einem salto mortale erreichen
öchte, und ſich durch Scheuklappen vor den in

nächſter Nähe rechts und links drohenden Hinderniſſen und Abgründen hinlänglich geſchützt wähnt. Dieſe ſinnloſe Principienreiterei! die im ſcharfen Galopp ungefährdet über alle Unebenheiten hinweg zu kommen ſich vermißt! Feſt und unverrückbar wird das Dogma aufgeſtellt. Wer daran zu rütteln wagt, iſt, wenn nichts Schlimmeres, ſo doch unzweifelhaft ein beſchränkter, ſchwachſinniger Opportuniſt. Was hat man um die drohenden Fragen, um den Beſtand des Staates, um allgemeinen Wohlſtand, um Fortſchritt zu ſorgen fiat justitia et pereat mundus! Von den politiſchen Glaubensartikeln gilt dasſelbe, was Gutzkow von den religiöſen Dogmen ſagt: „Man muß ſie wie Pillen im Ganzen hinabſchlucken, kauen darf man ſie nicht.“

Gerade die Aermſten am Geiſte, die ſo überwiegend bei der Partei unſerer Chriſtlich-Sozialen vertreten ſind, bekennen ſich mit beſonderer Begeiſterung zum alleinſeligmachenden Dogma des allgemeinen Wahlrechtes. Ich möchte mir aber an ſie eine beſcheidene Anfrage erlauben. Glauben denn die Schwärmer für den Befähigungsnachweis für Gewerbe, Handel und Großinduſtrie, daß ein

ſolcher nicht auch für die zur Geſetzgebung, zur Herſtellung des Staatshaushaltes Berufenen wünſchenswerth wäre?

Giebt es überhaupt eine berechtigte Ariſtokratie, ſo iſt es die der Bildung. Und wahrlich, daß ſie es iſt, beweiſt uns ſchon, daß die beſtehenden, eigentlich widerſinnigſten, die der Geburt ſo wie die des Geldes, allgemein als ſolche anerkannt werden. Geſchieht dies doch nur aus der, wenn auch latent bleibenden Achtung vor der vorausgeſetzten höheren Bildung freilich oft unberechtigt, Gott ſei es geklagt!

Iſt es nicht, als ob uns Oeſtreichern der Glaube, leicht, mühelos, mit den Händen im Schoß Reichthümer gewinnen zu können, anerzogen würde, ſo wie leider aus dieſem Glauben ein arg korrumpirendes Streben erwachſen mußte. Haben wir doch hiezu die Volksſchule „des kleinen Lotto", an die ſich unſere verſchiedenen Mittelſchulen „unſerer Staats- und ſonſtigen großen Lotterien" ſchließen, bis endlich die Hochſchule „der Börſe" die letzte Hand zur Vervollkommnung an uns legt.

Jetzt, wo in unserem Parlamente das Verlangen nach Aenderung der Geschäftsordnung so rege ist, ist wohl der Vorschlag zeitgemäß, den Modus des Abstimmens mit Handaufheben abzuschaffen. Es ist doch nicht jedem gleichgiltig, daß alle Anwesenden im Hause und auf den Gallerien ersehen, ob der Votant auch reine Hände habe.

Endlich wäre auch ein Mittel zu überlegen, wie dem überhandnehmenden, so störenden Zwischenreden und Zwischenrufen zu steuern wäre. Gibt es ja jetzt fast schon mehr Zwischenredner als Redner von Beruf. Wie Mommsen berichtet, beklagte man schon bei den alten Galliern ein ähnliches Uebel, und verfügte das Gesetz dagegen folgendes drastische Mittel: „Wer einem öffentlich Redenden in's Wort fällt, dem soll ein derbes, in die Augen fallendes Loch in den Rock geschnitten werden" Probatum est.

Die alte Wahrheit, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein sei, bewährte sich oft schon als vorzüglicher Ehevermittler. So Mancher seufzet bang, daß es nicht gut, daß sein Name so allein kahl dastehe, um es zu erreichen, daß ihm als treue Gefährtin durchs Leben ein liebes, liebes „von" angetraut werde.

Des Freundes Tadel thut weh. Doch habe ich erlebt, um wie viel schmerzhafter das Lob eines verachteten Feindes ist, von ihm mit vollen Backen böswillig ausposaunt. Ich gedachte hierbei lebhaft des Hasen in der Fabel, der dem Hunde, welcher das Blut aus den von ihm gerissenen Wunden leckt, zuruft: Hund! deine Küsse schmerzen mehr, als deine Bisse!

Dem Philister dünkt die Sprache der Begeisterung als eine todte, ganz unverständliche Sprache, wenn er nicht gar dieses Kauderwälsch für das Lallen eines unzurechnungsfähigen Betrunkenen hält.

Die Zeitungs-Berichterstatter sind entweder Stenographen oder Photographen, oder endlich Kalligraphen, je nachdem es ihre Aufgabe vor allem andern möglichst rasch, oder in's kleinste Detail eingehend, peinlichst genau ohne Retouchirung, oder schönfärbend zu referiren.

Was ist natürlicher, als daß ein Mädchen, welches jemandem sehr geneigt ist, leicht fällt.

Ich las heute den Spruch eines mir unbekannten französischen Dichters älterer Zeit Ausône

de Chanzel, der mir wegen seines bezeichnenden Inhalts sowie seiner lapidaren Form auffiel:

„On entre, on crie
Et c'est la vie:
On baille, on sort
Et c'est la mort.

welches ich so verdeutschen würde:

Man schreit, tritt ein
Heißt lebend sein.
Man gähnt, geht ab
Und zwar — in's Grab.

Das französische Wort Lieutenant hat in der deutschen Sprache sich derart eingebürgert, daß man an dessen ursprüngliche Bedeutung „Stellvertreter" gar nicht mehr denkt. Und doch will z. B. Oberstlieutenant bedeuten Stellvertreter des Obersten, wie ja Lieutenant Hauptmannstellvertreter ist. Dieses Vergessen des eigentlichen Begriffes ist gewiß Schuld daran, daß man unter Lieutenant die erste Stufe des Offizierranges sehend, bei den Stabsoffizieren sodann dem Oberstlieutenant als niederere Staffel einen Oberstwachtmeister (Major) substituirte. Dieselbe Begriffsverdunklung bewirkte auch, daß wir in Goethes „Wahrheit und Dichtung" einem Königslieutenant begegnen, wie es der

Dichter, dem Frankfurter Volksausspruch folgend, nachsprach. Doch ist zweifelsohne der Titel nicht etwa die Bezeichnung einer militärischen Charge, sondern Graf Thorane war unbedingt als Stellvertreter des Königs eingesetzt, wie es schon dies beweist, daß ihm Einfluß auf die Civilverwaltung der Stadt Frankfurt im Namen seines Königs zukam.

Ist also hier der unrichtige und irreführende Name Königslieutenant als populäre Sprachweise erklärbar und gerechtfertigt, so ist es doch unleugbar Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit, wenn Helfert in seiner Lebensbeschreibung der Königin Carolina von Neapel berichtet: König Karl IV. hätte den Marschall (später König) Murat, der an der Spitze der französischen Invasionsarmee stand, zu seinem „Lieutenant" ernannt. So buchstäblich zu lesen im citirten Buch auf Seite 361. Das war doch ein Lieutenant, der mit mehr Berechtigung als Lieutenant Georges Brown in Boildieus weißer Dame erklären durfte, das in der Versteigerung erhaltene Gut durch Abzüge an seiner Lieutenantsgage zu bezahlen.

Den grotesken Führer unserer Christlich-Sozialen, bei denen sich Unbildung mit offen zur Schau getragener Gemüthsrohheit so schön paart, und die ihre Größe im Skandal, gemeiner Beschimpfung, schamloser Verleumdung und Begeiferung ihrer Gegner finden, rufen mir ein charakteristisches Zigeunersprichwort in's Gedächtniß: „Der Knirps hält sich für groß, weil er weit — spucken kann."

Sehr bezeichnend ist die beim bairischen Landvolk übliche Redensart „jemanden anschuften" statt verleumden, und empfehle ich sie sehr zur allgemeinen Anwendung. Es wäre ernstlich zu bedenken, ob eine Partei, die doch Bedenken hat sich officiell ihres epitheton ornans „Antisemiten" als Parteibezeichnung zu bedienen, und deren Bestrebungen der schielende Name der Christlich-Sozialen keineswegs deckt, sich nicht nach ihrem beliebten Vorgehn und ihrer Taktik der passenden Etiquette: „Anschuftungspartei" bedienen sollte.

Es ist eigenthümlich, daß das Wort „kosten" zwei von einander total verschiedene Begriffe hat, nämlich das Verursachen von Auslagen, und das Versuchen einer Sache durch den Geschmack,

während in den romanischen Sprachen etwas Aehnliches gilt, mit dem Unterschied, daß ein Wort den weichen, das andere den harten Gaumenlaut hat, so französisch gouter und couter. Sollte dies reiner Zufall sein, wie Grimm meint? Oder ist vielleicht in deutscher Sprache bei Uebertragung Dur- und Moll-Tonart vermengt worden?

Die Verfechter der Ansicht, daß die Bestimmung eines Census bei Wahlen schon aus dem Grunde wohl motivirt ist, weil bei dem Steuerzahler ein höheres Interesse für den Staatsbestand und für Volkswohlfahrt vorausgesetzt werden könne, werden von den Schwärmern für allgemeine unbeschränkte Wahlberechtigung mit Vorliebe mit der Frage ad absurdum geführt, wo denn da die Grenzlinie zu ziehen sei? Gäbe es etwas Unsinnigeres, als daß die Wahlbefähigung bei einer Steuerlastung von etwa 5 Gulden — beginne, und wer 4.99 zahle, zu den rechtlosen Parias unbestreitbar gehöre?

Zugestanden, meine Herren! Dann bitte ich aber logisch und konsequent zu verfahren. Wie steht es nun mit dem Altersceusus? Wo beginnt denn hier die Reife, die zur Wahl befähigt? Etwa mit erreichtem 21. Lebensjahr? Ist es denn nicht

in höchstem Grade absurd, daß dann der, dem ein Tag hierzu fehle, als unreif und unfähig der Pandorabüchse der Wahlurne ferne bleiben müsse? Nein! nein! Auch hier ist jede Altersbegrenzung ungerecht, absurd, unsinnig. Ich will, wenn auch mit schwerem Herzen, um die Schwierigkeiten nicht zu häufen, die Sünde der Inkonsequenz begehen, und für die Kinder im Mutterleib auf ihr, wenn auch noch nicht angeborenes, doch anerzeugtes Wahlrecht verzichten. Aber für alle Neugeborenen muß es uubedingt zugestanden werden. Ein Hoch! dem allgemeinen unbeschränkten Wahlrecht!

Das Darwin'sche folgenschwere Axiom, daß Organe durch langen Nichtgebrauch wesentlich verkümmern und degeneriren gilt ganz entschieden im Staatsleben.

Um heftige Körperschmerzen nicht zu empfinden, wird wohlthätiger Weise der leidende Mensch narkotisirt. Für Seelenschmerzen besteht diese wirksame Narkose seit jeher, und führt den Namen: Leichtsinn.

Die Vorsilbe „un" drückt bekanntlich Verneinung aus. Doch gilt dies nicht ausnahmslos.

Manchmal ist dieses „un“ eine Verstärkung, der Superlativ des folgenden Stammwortes, wie z. B. Unwetter, Unsumme (somme énorme). Andererseits und zwar häufiger, hat die Vorsilbe un die Aufgabe von dem Stammworte auszusagen, daß das damit Bezeichnete nicht normal und von demselben nicht Günstiges zu bezeugen sei. So ist Unthat nicht keine, sondern eine schlechte That, Unstern nicht kein, sondern ein uns ungünstiger Stern, Unfall nicht kein, sondern ein uns schädlicher Fall, Unmuth nicht Feigheit, sondern schlechter Mut, schlechte Stimmung. Beim ersten Anblick scheint Unzahl und Unmasse auch keine Verneinung sondern eine Verstärkung, doch ist dem nicht so. Unzahl, Unmasse ist freilich nicht keine Zahl, keine Masse, sondern im Gegentheil eine sehr bedeutende. Aber Unzahl stammt von unzählbar, unzählig, Unmasse wahrscheinlich richtiger Unmaß von unmeßbar. Untiefe, welches nach Adelung nur Nichttiefe, Seichtheit bedeutet, wird neuerer Zeit nach beiden Richtungen hin, sowohl als nicht tief, und als ungewöhnlich tief angewandt. Unwille ist keineswegs Nichtwille, sondern ist von unwillig abzuleiten, gleichbedeutend mit Unwilligkeit.

Bei einem unklar schäumenden Kopf ist es öfters nicht leicht zu ergründen, ob er noch in der stürmischen Periode des Nichtausgegohrenseins, oder ob man es mit schaler, ungenießbarer Neige, mit dem trüben Bodensatz des überstandenen Gährungsprozesses zu thun habe.

Das, was wir gewöhnlich Liebe nennen, ist wie oft nur ein willkürliches, selbstthätiges Sichverliebenwollen um jeden Preis, entsprungen aus einem horor vacui im Gefühlsleben.

Begeisterungsfähigkeit! welch kostbarer Schatz der Jugend, die unberührte Jungfräulichkeit der jugendlichen Seele. Bleibt nur die Begeisterungsfähigkeit für das Schöne, Edle, Gute erhalten, dann lasse man ohne Aengstlichkeit den Jüngling sich seines Lebens erfreuen, wenn auch zu Zeiten „der Becher überschäumt“ Sie ist es, die das vestalische heilige Feuer vor dem Verlöschen bewahrt, und dieses gleicht dem Feuer, welches der Wanderer in der Wüste sorgsam erhält, auf daß es ihm die wilden Thiere dort, die wilden Leidenschaften und gemeinen Triebe hier, fernhalte. Wer sich Begeisterungsfähigkeit bis in sein Alter zu bewahren

weiß, besitzt einen Schatz, der ihn nie verarmen läßt. Aber schon Schiller sagt es: „Der zehrende Wurm jeder Geistesblüte ist der Tod der Begeisterung.“

Ein vom Dache herabhängendes Kreuz gilt als Warnungszeichen — sich fern zu halten und auszuweichen. Ein auffallend herausgestecktes Kreuz christlicher Gesinnung hat auf mich genau dieselbe Wirkung. Links ausweichen!

Unverantwortlich und strafbar ist es, wie leichtsinnig man sich einer so zarten, heikeln, gebrechlichen Sache gegenüber, wie es der Ruf einer Frau oder eines Mädchens ist, benimmt, ohne zu bedenken, daß die kleinste Verletzung desselben dem geringsten Sprung an einem Trinkglas gleicht. Der reine helle Klang ist verloren, und der Schade — unheilbar. Und die Folge? Höret Grillparzer!

„Die Tugend ist ganz wie ein andrer Staat,
In den der eitle Mensch sich spreizend hüllt,
Beflecke ihn, der Träger wirft ihn weg.“

Streifzüge auf das Sprachgebiet.

Nur als Plänkler unternahm ich diesen Streifzug, da ich keineswegs Sprachforscher meines Zeichens bin. Ich darf mich also nicht unterfangen als Berufssoldat in Reihe und Glied mit solchen vorzugehen. Doch wohl bald am Ziel meiner langen Lebensreise glaube ich, daß der durch eine beträchtliche Reihe von Jahren mit Aufmerksamkeit und Eifer gesammelte Stoff unter dem Vielen auch auch hin und da weniger Bekanntes oder Wiedervergessenes, also Mittheilenswertes bieten könnte. Meine erste Betrachtung gilt den modernen Reformbestrebungen für eine „vernewerte“ Rechtschreibung. Dieselben gehen hauptsächlich von einem schulmeisterlichen Puritanismus und Purismus aus und möchten nur das vom trockensten Rationalismus

und nüchternſten Doktrinarismus Anerkannte gelten laſſen, beſtrebt ſtrenge Luxusgeſetze einzuführen.

Es ſcheint mir ſehr bezeichnend, daß dieſe manchmal etwas kleinliche Neuerungsſucht ausſchließlich uns Deutſche befiel. Um wie viel berechtigter wären derartige Reformen zum Beiſpiel bei der franzöſiſchen Sprache, mit ihrem Ueberfluß an ſtummen Zeichen, wo ſogar ganze Silben, wie ent, unbarmherzig verſchluckt werden, ein au mit einem eau ganz gleichwertig beſteht und ſo vieles Andere. Doch niemand denkt daran.

Aber deutſcher Puritanismus möchte in Mißachtung ehrwürdiger Tradition nur unbedingt Nothwendigem die Exiſtenz zugeſtehn und hat namentlich dem h und der Verdopplung der Vokale Urfehde geſchworen.

Dem beſtgehaßten h wird in ſeiner Eigenſchaft als Dehnungszeichen und auch ſonſt in den meiſten Fällen die Berechtigung des Seins abgeſprochen, und auch die ſchon durch ihren langen Beſtand geheiligte Ehe, in welcher er friedlich mit ſeinem t zuſammenlebt, ſoll gewaltſam getrennt werden.

Bin ich nun auch nicht der Meinung: „superflua non nocent“, möchte ich doch gegen dieſe

ſchonungsloſen Verurtheilungen des Beſtehenden einwenden, daß all dies Akte reiner Willkür ſind ſo lange man nicht wagt, konſequent zu ſein. Wenn Uhr, Thal, Jahr, Thee, ſehr, mehr, Aar, Meer und ſo vieles Andere von der zur Sanirung der Sprache nötig erachteten Amputationen verſchont bleiben, können die Herren Deſpoten von ihrem ſouveränen Begnadigungsrecht auch in anderen Fällen Gebrauch machen, und geſtatten, daß das Feld ihrer ſtrengen Regeln noch etwas abundanter durch die aus dem eingeſchränkten Bett ausgetretenen Ausnahmen überſchwemmt werde.

Freilich dieſen Vortheil haben wir hierdurch erreicht, daß wir viel ſchwerer wie früher eines Vergehens gegen die Orthographie geziehen werden können. So lange die Regeln nicht feſt eingedämmt ſind, können wir nach Belieben nach rechts oder nach links ausweichen, uns bald als altgläubig, bald als Neophyt deklariren. Weder ein ganz ausgelaſſenes h, noch ein beibehaltener Zwillingsvokal, wenn er auch als illegitim verrufen iſt, kann unſerem guten Ruf ſchaden.

Der Purismus in der Rechtſchreibung will wieder die Eindringlinge aus der Fremde, namentlich y und ph ausgewieſen wiſſen. Was das y betrifft, iſt unleugbar, daß ſich dasſelbe zu meiner Jugendzeit ganz

unberechtigt protzenhaft breit machte, und das ehrliche autochthone i in unverschämter Weise verdrängte. Ich weine nun dem y gewiß keine Thräne nach, welches mir seiner Zeit das Seyn und die Freyheit unwürdig verunstaltete, und das ich selbst bei Bayern nicht vermissen werde. Hingegen hat der furor teutonicus, der früher gegen das ph wüthete, neuerer Zeit nachgelassen. Man darf heutzutage wieder phantasiren und philosophiren, begegnet auch manchmal wieder einem Photographen.

Aber gegen eine andere Neuerung möchte ich, schon weil sie mein ästhetisches Gefühl verletzt, mich aussprechen. Es erscheint mir als Folge der demokratischen Zeitrichtung, daß man das adelige Vorrecht des großen Anfangsbuchstabens eines Wortes anzufechten und zu verkürzen bestrebt ist.

Ich halte es zwar keineswegs für einen Vorzug der deutschen Schreibart, die Hauptwörter schon äußerlich vor allem untergeordneten plebs durch die Ordensdekoration einer schon von Weitem in die Augen fallenden großen Initiale auszuzeichnen. Da aber dieses Monopol ganz entschieden nicht mehr abgeschafft wird, so ist ein ungerechtes Knausern mit dieser Bevorzugung verwerflich. Will man es doch jenen braven Parvenus von Eigenschafts-

wörtern, welche tüchtig und vollkommen entsprechend als Ersatzmänner, als Vicehauptwörter fungiren, rauben.

Und erst die hinterlistige Weise, einem Hauptworte den Adel abzusprechen, nach dem man es mit einem unebenbürtigen Vorworte kopulirte, in dessen Gesellschaft es betroffen wurde und dies dann gegen Recht und Gerechtigkeit zum Nebenwort zu degradiren. Einer der radikalsten Demagogen dieser Art ist J. L. Klein, der in seiner Geschichte des Dramas Gänsehaut erregend unter andern schreibt: zumteil, zumbeispiel, anstelle, aufkosten, inabsicht, aufgrund, außeracht und sogar vonhausaus u. s. w. Ist dies zu verwundern, da es auf dieser schiefen Ebene keinen Halt gibt?

Bei obenbezeichnetem Sparsystem, das alle nicht unbedingt nöthigen Buchstaben ausschließt, scheint mir eine grelle Inkonsequenz die Neueinführnng des stummen, überflüssigen e bei aus den romanischen Sprachen stammenden Wörtern die auf iren endigen.

Es hatte für mich stets einen besonderen Reiz dem stillen Werden der Sprachbildung und Sprachentwicklung nachzugehn. Ist es doch ein nie rastendes Keimen, Wachsen, Umbilden und Ab-

ſterben. Geſchlechter kommen, Geſchlechter gehn! Neue Bedürfniſſe heiſchen Deckung, neu Erfundenes ſeine Bezeichnung, ein kräftiges Wachsthum eines Begriffes nöthigt zum Wechſel des unzulänglich gewordenen Wortkleides Hier muß das alte abgelegt, dort nur weſentlich umgearbeitet werden. Unbekannte Eindringlinge aus der Fremde verlangen ungeſtüm Einlaß, bisher tolerirte Eingewanderte müſſen neugeborenen Einheimiſchen Platz machen.

Letztere Art der Bewegung iſt in Deutſchland ſeit geraumer Zeit beſonders rege, öfters ſtürmiſch und leidenſchaftlich, ſelbſt in chauviniſtiſche Uebertreibungen, wie ehemals durch Campe, ausartend. Auch dieſen neuen Stürmern und Drängern möchte man öfters ein „pas trop de zêle“ zurufen. Möge doch Billigkeit dem gar zu konſequent vorgehenden ſtrengen Rechte zeitweiſe in die Arme fallen! Es wird angezeigt ſein, läſſige Sünden gegen ein unverfälſchtes Deutſch zu verzeihn, um nicht ſchwerere gegen den guten Geſchmack und das leichte Verſtändniß zu begehn. So möchte ich um Gnade für die bei uns leider! ſo ſehr eingebürgerte Reaktion bitten, wenn ich auch nicht leugnen kann, daß die hiefür ſubſtituirte „Rückwärtſerei“ ſich durch beſonderen Wohlklang auszeichnet.

Unſere Klaſſiker hatten dieſen horror vor Fremdwörtern durchaus nicht, und gebrauchten ſie ſelbſt dann, wenn ein deutſcher vollkommen ebenbürtiger Erſatz zur Hand war, um mehr Abwechslung und feinere Nuançirung zu ſchaffen, ſkrupelfrei. Dennoch hat es mich befremdet im Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe ausnamslos das Wort „moyen“ zu finden, da doch das deutſche „Mittel“ den Begriff vollſtändig deckt. Schiller ſpricht hierin ſogar von einem „contrepoid“. Sollte etwa Gegengewicht zu jener Zeit unbekannt geweſen ſein?

Bei Göthe fiel mir noch das Fremdwort „Plaine“ für Ebene, Fläche auf. Pläne, gleichwerthig mit Plan, finden wir bei ſeinen Zeitgenoſſen öfters.

Was das Entſtehen und Bilden neuer Wörter anbelangt, überraſchte es mich, daß zu Leſſing's Jugendzeit der Ausdruck „Thatbeſtand“ noch nicht beſtand. Als dieſer von Spalding zuerſt gebraucht, ſofort Anklang und wiederholte Anwendung fand, meinte Leſſing: „dieſes plötzlich aufgetauchte Wort habe unerwartet und unverdient das Bürgerrecht erworben.“

Leſſing ſpricht erſt in ſpäterer Zeit ſeines Schaffens von „Hirngeſpinnſt,“ während er vorher „Hirngeſpenſt“ ſagt. Statt „heimtückiſch“ heißt es

bei ihm „hämtückiſch," alſo eine wohl als Verſtärkung beabſichtigte Zuſammenſetzung der analogen „hämiſch" und „tückiſch". Hämiſch ſelbſt ſcheint freilich von heimlich zu ſtammen.

Eine größere Anzahl von Wörtern, die noch bei unſern klaſſiſchen Dichtern und deren Zeitgenoſſen im Gebrauch ſtanden, wurden ſeitdem zu ihren Vätern verſammelt. Zu ihnen rechne ich z. B. „unwidertreiblich", ein Ausdruck, deſſen ſich insbeſondere Leſſing mit Vorliebe bedient, und der uns heute ganz fremd iſt, wohl durch „unausrottbar" zu erſetzen.

Derſelbe Autor ſagt, unſerem Sprachgebrauch entgegen: „nach Gründen" in der Bedeutung von „gründlich" oder „von Grund aus".

In dem von mir angelegten kleinen Herbarium ſolcher abgeſtorbener Produkte finde ich:

„nothfolglich" bei Wieland ſtatt mit Nothwendigkeit folgend,
„Beifuge" „ J. G. Schloſſer „ Beifügung,
„rechtfertig" „ Jak. Grimm „ gerechtfertigt,
„friedlich" „ M. Claudius „ befriedigt,
„Abſtamm" „ Gervinus „ Abſtammung,

wie neuerer Zeit Spielhagen ſtatt „Typus" bisher ohne Erfolg „Typ" einführen möchte.

Reich ist bei Goethe die Ernte von solchen, einer vollen Umbildung unterlegenen Ausdrücken, wie:

würdern für würdigen,
unbewunden „ unumwunden,
entgegnen „ begegnen,
Umwelt „ Umgegend,
in sich gezogen „ eingezogen,
lebensartig „ voll Lebensart,
Abgeschmack „ schlechten Geschmack,
unmustern „ unpäßlich (wohl ein Provinzialismus),
Leimen „ Lehm,
bethulich „ thätig,
sträklich „ straks,

welches erstere Wort übrigens Adelung als veraltet und nicht mehr im Gebrauch erklärt.

Ferner spricht Goethe von „Muthigkeit", findet ein Kind „gut genaturt". Aurelia „aufgespannt" die wir nur aufgeregt fänden. Er kennt einen düstern, „grauerlichen" Ritterſinn, „straubiges" Haar, theils gemeinsam, theils „widerwärtig" blasende Winde. Das, was wir ein intimes Verhältniß zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nennen, ist ihm ein „genaues" Verhältniß. Die Eigenschaftswörter „artig" und „bequem" haben bei ihm und Consorten eine sehr verschiedenartige von der

jetzigen abweichende Bedeutung. Spricht doch Wieland von den „artigen Füßen“ einer Tänzerin. „Unverbesserlich“ hat nicht wie zu unserer Zeit den Sinn von keiner Besserung fähig, sondern wie nicht besser möglich. Adelung kennt überhaupt nur diese eine, die letztere Bedeutung. Was das Wort „fernerweit“ in Goethes Ausspruch: „Ich näherte mich der Lehre fernerweit“ sagen soll, ist mir nicht klar.

Sehr eigenthümlich, und nach Grimm bei keinem andern Schriftsteller vorkommend ist bei Goethe und zwar nicht etwa bildlich, sondern der direkt bei einer hoffnungsreichen Mutter angewandte Ausdruck „ein Kind im Busen tragen“, was wir topographisch richtiger „unter dem Herzen“ nennen.

In der letzten Periode seines fruchtbaren, segensreichen Schaffens ruft Goethes Stil (auf die Gefahr des Gesteinigtwerdens hin, könnte ich selbst größere Partien des zweiten Theils von Faust nicht ausnehmen) mir eine treffende Bemerkung in H. Masius' Naturstudien in's Gedächtniß: „Es geht mit den Werken der Dichter wie mit den Blumen. Die Frühlingskinder haben Duft, die Spätlinge blos Farbe.“

Ich irre wohl nicht mit der Annahme, daß

nebstbei in diesem Falle böse Gesellschaft gute Sitten verdorben habe. „Nicht ungestraft wandelt man unter Palmen“ und das öftere Umspültwerden von den trüben Wogen des — Curialstils hinterläßt leicht etwas Bodensatz. Selbst bei einem Goethe! Es gilt dies namentlich bei den syntaktischen Constructionen, so der eigenthümlichen Anwendung des „sollte“, „möchte“, „wollte“. So z. B. „Dieser Bericht sollte sich des höchsten Beifalls getrösten“ oder „Im Naturwissenschaftlichen gewonnene Vortheile sind wir einem Besuche schuldig geworden, den uns Herr von Marum gönnen wollte.“ Auch die Stelle „eine mit Weiden und Pappeln angeflogene Gegend“ deutet auf einen im amtlichen Verkehr angeflogenen forsttechnischen Ausdruck, der hier soviel sagen will, daß dies nicht angebaut, sondern durch angeflogenen Samen entstanden sei.

A propos Curialstil noch einige Bemerkungen. In einer diplomatischen Zuschrift an Kaiserin Maria Theresia heißt es: „Von Sachsen ist außer heimlichen Unterbauungen nichts Widriges zu befahren.“ Ist dieses Unterbauen gleichen Ursprungs wie das gleichfalls dem Bauwesen entlehnte Unterfangen?

Das was wir in jener Amtssprache mit

„sonderbar“ bezeichnet finden, hat jetzt die Bedeutung „besonders“. Demnach klingt es uns in der That befremdlich und sonderbar, wenn wir in alten Gesetzbüchern lesen: „Inkulpat solle an sonderbaren Stellen seines Körpers mit glühenden Zangen gezwickt werden.“

Vor Jahren überraschte mich bei einem Besuche von Bad Elster die öffentliche Warnung auf einer hölzernen Brücke: „Wer über diese Brücke schnell fährt, der solle mit einer Geldstrafe angesehen werden.“

Einem Muster des deutschen Stils, den man einen Sprachkünstler nennen kann, Varnhagen von Ense, verdanken wir neuerer Zeit viel Verdienstliches für Fortbildung und Bereicherung der deutschen Sprache. Doch nicht alle seine Bemühungen in dieser Richtung waren erfolgreich, wie z. B. „verzerrbildet“ für karrikirt, „eiteln“ für kokettiren, „scheinsam“ als nur für den äußern Schein berechnet, und eines seiner Lieblingsworte „tagfreudig“. „Unstatten“ für Unbequemlichkeit ist vielleicht Dialekt. Ein mit voller Begründung gescheiterter Versuch war jener für Nationalität „Volksthümlichkeit“ zu setzen, da wir mit letzterer einen ganz andern Begriff verbinden.

Zum Beſchluß möchte ich noch drei Stellen aus Goethes Werken anführen, die mir als ein Curioſum auffielen.

So ſchreibt er: „Er faßte den Gegenſtand deutlich ins Auge ſeiner Einbildungskraft.“

An anderer Stelle: „Der heilige Geiſt als Taube ſymboliſirt erſcheint mir eine geſtaltete und gekühlte Flamme.“

Endlich: Dem Herzog Bernhard ward ein Sohn geboren, ein Ereigniß, das allgemeine Heiterkeit verbreitete.“

Musik.

Bei all meiner Liebe zur Tonkunst, der ich so viele der reinsten und höchsten Genüsse verdanke, muß ich doch in den allgemeinen Vorwurf einstimmen, daß sie die zudringlichste und aufdringlichste aller Künste sei. Durch alle Ritzen und Spalten, ja durch dicke Mauern und Pfosten überfällt sie uns ohne Erbarmen, und außer Flucht giebt es kein Mittel, sich ihrer zu erwehren. Nennt auch Gervinus den weltweisen Kant deswegen „ein tonloses Gemüth", so hat letzterer doch Recht, und tausendmal Recht, wenn er ausübende Künstler und Dilettanten ermahnt, wohl zu bedenken: „daß es mit ihren Kunstproduktionen sich verhält wie mit einem parfümirten Taschentuch, das herausgezogen die Umstehenden auch gegen ihren Willen belästigt."

Karl X. ſteht wohl ziemlich allein mit dem Ausſpruch, „daß Muſik das unangenehmſte aller Geräuſche ſei.“ Auch er dürfte ſeine Meinung ſpäter geändert haben, da ihm das Geräuſch der gegen ihn anſtürmenden und ihn fortſpülenden Wogen des Volkswillens in den glorreichen drei Julitagen wahrſcheinlich noch unangenehmer erſchienen iſt. Aber die Muſik, die ich genießen ſoll, ſuche ich lieber mir ſelbſt aus, und laſſe ſie mir nicht gern von Unberufenen oktroyren. Ganz beſonders aber iſt es eine Folterqual für ein empfindliches Ohr Ohrenzeuge einer „geiſtigen Verleumdung“ ſein zu müſſen. So nennt Gounod die falſche Wiedergabe eines Tonſtückes.

Der Sinn für Muſik iſt übrigens ein ganz beſonderer, ich möchte ſagen ein ſechſter Sinn, der einem ſonſt wohlorganiſirten Menſchen fehlen kann, ſo unbegreiflich dies auch dem Muſikliebhaber und Muſikkenner erſcheint. Man ſollte in der That ſich zu der Annahme vollberechtigt halten, daß ſich der Reiz reiner, wahrhaft in Wohllaut getauchter, leicht verſtändlicher Melodien, die ſich ſo ſüß in unſer Ohr und Gemüth einſchmeicheln, freien Eintritt und wohlwollende Aufnahme in jedes Gehör ſchaffen müßte.

Und dennoch begegnen wir selbst bei einem Geiste, der dem Schönen in der Kunst so verständnißvoll zugewandt ist, wie bei Friedrich Schlegel, folgendem Ausspruch in seinen Briefen: „Mozarts Musik athmet in jedem Laute Eitelkeit und weichliche Verderbtheit.“

Dieses — geniren wir uns nicht — absurde Urtheil fällt in eine Zeit des vollsten Mozartenthusiasmus, der andererseits gewiß auch manchen Laien zum Erheucheln eines solchen verleitet haben mag, wie uns Berangers Lied verräth:

„Et vous, gens de l'art,
Quand c'est de Mozart,
Pour que j'en jouisse,
Que l'on m'avertisse.“

Wie sehr es von jeher anerkannt wurde, daß die Einwirkung der Musik auf uns doch über einen angenehmen Ohrenkitzel hinausgeht, beweist schon der alte Spruch:

„Emollit mores, nec sinit esse feros“ und meint es wohl auch Moleschott nicht gar so böse mit seiner Behauptung: „Die Musik, so unendlich herzerfreuend sie wirken kann, ist doch keine bildende Kunst, und zwar darf man diese Behauptung wörtlich und figürlich verstehn.“

Aber ſelbſt ein Fachmann der Komponiſt des Poſtillons von Longjumeau Adolphe Adam ſcheint ähnlicher Meinung, wenn er jeder Tondichtung nur einen ephemeren Werth zugeſteht. Er ſchreibt: „Der einzige Zweck der Muſik iſt: das Ohr zu ergötzen, und das Herz zu erregen. Aber ſie iſt einzig und allein Sache der Mode und in der Muſik kann es keine ewige Schönheit geben.“

Dieſe Anſicht über den untergeordneten Werth der Tonſchöpfungen, der übrigens nur und ausſchließlich auf dem Wohlklang der Melodie beruhe, theilt in noch entſchiedener Weiſe J. J. Rouſſeau, der als Komponiſt mitzuſprechen befähigt ſein ſollte: „Eine künſtliche Harmonie in der Muſik iſt ein Reſt der Barbarei und Folge eines verdorbenen Geſchmackes, die nur ſo wie die Zierrathen unſerer gothiſchen Kirchen allein zur Schmach jener beſteht, welche die unendliche Geduld beſaßen, ſolche zu ſchaffen.“

Jetzt leben wir freilich in einer Zeit vollſter Reaktion gegen den Cultus der ſouveränen Melodie, die vom Thron geſtürzt, und die „künſtliche Harmonie“ auf denſelben erhoben iſt. Le roi est mort, vive le roi!

Ich zweifle nicht, daß bei dieſem Umſchwung ein

Stocken der Erfindungsgabe, das Unvermögen frische anmuthige Melodien zu schaffen, eine wichtige Rolle spielten. In Folge dessen wird die Melodie als leeres Tongeklingel von dieser Impotenz, die so leicht in Neid ausartet, angefeindet. Denn wie J. L. Klein in seiner Geschichte des Dramas sehr richtig bemerkt: „giebt es nichts Neidischeres als Impotenz, geistige oder leibliche. Das Wort Neidhammel deutet sinnreich darauf hin.“

Also wurde endlich der echten Melodie die sogenannte unendliche Melodie — canis a non canendo — substituirt, ein Moduliren kurzathmiger tonlicher Phrasen, das oft in ein „unendliches, unleidliches, nervenreizendes Gewinsel,“ wie es Hanslick bezeichnend nennt, ausartet.

Die eingebrochene Melodiendürre war nicht mehr zu verbergen. Das mühsame Bohren nach neuen Funden brachte keinen Gewinn, denn „vom Tondichter gilt vor Allem“ so sagt Hanslick „der nicht sucht, der findet.“ Die Gewalt, welche man der keuschen Tonkunst in dieser Richtung anthun wollte, führte, gleichfalls nach demselben Autor, „zu Melodien, die absichtlich gegen den Strich gebürstet sind.“

Namentlich in den neuen Opern deckte eine ge-

waltsame, vordringliche, lärmende Instrumentation den Gesang, so daß man nach Robert Schumann „oft den Strom vor lauter überhängendem Gebüsch nicht sehn konnte," und man hie und da versucht wäre zu wiederholen, was ungerechter Weise ein Kritiker bei der ersten Aufführung von Spontinis Vestalin erklärte: „Die Begleitung paßt so gut zum Gesang, wie — eine Hand voll Haare in die Suppe."

Robert Schumann sagt: „Ich halte die Musik für die veredelte Sprache der Seele, Andere halten sie für einen Ohrenschmaus, Andere für ein Rechenexempel, und üben sie in dieser Weise aus."

Nein! wahrlich eine veredelte Sprache der Seele ist sie nicht diese raffinirte, komplizirte, verkünstelte Manier unserer modernen Tondichter. „Diese Musik bei der man" nach dem witzigen Ausspruch Hanslicks „von jenem scharf prickelnden Duft belästigt wird, den das Wildpret ausathmet, wenn es nach Vergangenheit, und die Musik, wenn sie nach Zukunft riecht." Diese Musik, die, wie derselbe anderswo sagt „auf der Flucht vor Allem, was musikalisch schön und maßvoll ist, sich befindet."

Heutzutage hat übrigens die bekannte Anekdote

von dem Professor der Mathematik, den man zum Anhören einer Beethoven'schen Symphonie preßte, und welcher darnach verblüfft erklärt, nicht zu begreifen, was damit bewiesen werden soll? ihre Pointe verloren. Wie Viele wollen ergrübeln, mas mit diesem oder jenem Tonsatz, dieser oder jener Phrase eigentlich ausgedrückt und gesagt sein soll, während -- muß ich denn nicht, wenn ich über Musik denke, stets Hanslick citiren — „man die Tonsprache wohl sprechen und verstehn, aber nicht übersetzen kann."

Dem widersprechend macht sich neuerer Zeit eine Programmmusik breit, aus welcher feinsinnige Bedeutungsriecher Gott weiß was Alles herauswittern wollen. Aber selbstverständlich jeder Einzelne immer etwas Anderes, selbst Entgegengesetztes, wie dies A. Moszkowsky in seinen Humoresken witzig und treffend persiflirt. Hiermit will ich durchaus nicht leugnen, daß in gewissen Grenzen Tonmalerei berechtigt und wertvoll sein kann, wie auch Gervinus findet: „Die musikalische Malerei ist dem Tonkünstler so natürlich, so wesentlich, so unwillkürlich wie dem Dichter die Metapher."

Wahrlich bei Schuberts Liedern haben Wort und Ton keine Convenienzehe, vom kühlen Verstand

zusammengekuppelt, geschlossen. Nein! dies ist eine echte, gottbegnadete Ehe, wo sich Ton und Wort als gleichgestimmte Seelen in vollster Uebereinstimmung und Harmonie als unlösbarer Bund zusammenfinden, sich zu einem untrennbaren Eins verbinden. Auch hier kann man oft von einer bessern Hälfte sprechen, die der Text gefunden, und wiederholt segelt er, ohne eigenes Verdienst, durch die Flagge Schubert'scher Komposition gedeckt, in die Unsterblichkeit hinein.

Wie Recht hat Hanslick „daß die Komposition aus dem Gedicht als dessen feinster Duft emporgestiegen erscheine."

Es giebt aber auch in der That Gedichte, welche nach ihrer Verbindung mit Musik sichtlich sehnsüchtig schmachten, nur in solcher ihre nöthige Ergänzung ihr Erwachen zum wahren Leben finden. Sinnig spricht dies der Dichter Carl Beck aus.

„Was ist des Dichters Lied? Ein Waisenkind

— — — — — — — — — —

Da naht Musik mit heiligem Erbarmen,
Und wird zur Mutter der verwaisten Armen,
Und kleidet es, und führt mit süßer Bitte
Das heimathlose in des Volkes Mitte."

Unsere Tondichter, namentlich Opernkomponisten, Allen auch hier voran Mozart, haben im Allgemeinen den Wert der Textdichtung, die sie durch Musik zu verklären bestrebt waren, zu schätzen gewußt. Wie glücklich war die Wahl des Textes zum unsterblichen Don Juan, der Mozart Gelegenheit bot, die reichsten, mannigfaltigsten, üppigsten Farben seiner Palette zu verwenden. Welch köstlicher Humor und feinste Characteristik rief das graziöse Libretto von Figaros Hochzeit ins Leben. Und selbst das Machwerk Schikaneders „Die Zauberflöte", zu welch phantastischer, bunter, anmutiger und tiefsinniger Betonung bot es sich dar.

Was aber souveräne Mißachtung der einer Tonschöpfung zu unterlegenden Worte anbelangt, da hat Altmeister Sebastian Bach das Erstaunlichste geleistet.

Ihm galt insbesondere der Text zu seinen Cantaten als ein ganz nebensächliches, indifferentes Gerüst, an welchem die Blüthen und Ranken seiner Tondichtung aufstreben und dasselbe reichlich decken sollten. Beweis dessen der von ihm selbst gedichtete (?) Text der Cantate zum Geburtsfeste des Fürsten Leopold von Anhalt-Cöthen 1718. Er lautet:

„Durchlauchtigſter Leopold! es ſinget Anhalts Wald
Von neuem mit Vergnügen.
Dein Cöthen ſich Dir ſtellt,
Um ſich vor Dir zu biegen.
Goldener Sonne frohe Stunden,
Die der Himmel ſelbſt gebunden,
Rühmet, ſinget, ſtimmt die Saiten,
Seinen Nachruf auszubreiten.
Leopolds Vortrefflichkeiten
Machen uns jetzt viel zu thun.
Mund und Herze, Ohr und Blicke
Können nicht bei ſeinem Glücke,
Das ihm billig folget, ruhn.
Doch wir laſſen unſre Pflicht
Froher Sinnen
Jetzt nicht rinnen,
Heute da das Himmelslicht
Seine Knechte fröhlich machet
Und auf ſeinen Szepter lachet.

Dein Namem gleich den Sonnen geh',
Stetswährend bei den Sternen ſteh',
Leopold in Anhalts Gränzen
Wird im Fürſtenruhme glänzen!"

Gleich genial ſind auch die Verſe eines „in ſeines Nichtsdurchbohrendem Gefühl" anonym gebliebenen Dichterlings, auf den ſo gut L. Speidels

Worte passen: „daß er sich blind an den End-reimen forttastet“

Cantate auf den Herzog von Sachsen-Weißenfels.

„Die Anmuth empfange, das Glück bediene
Den Herzog und seine Luise Christine,
Sie weyden in Freuden auf Blumen und Klee,
Es prange die Zierde der fürstlichen Eh'
Die ander' Dione (?)
Fürst Christians Krone.“

Und nun vergleiche man hiermit den hohen Werth, den Richard Wagner auf die Dichtung legt, die würdig wäre seiner Tonschöpfung verbunden zu werden. Wagners Musik ist nur Wagners Dichtung ebenbürtig. Und die fanatische Wagnergemeinde findet auch wirklich ihren Götzen als Dichter nicht minder groß wie als Komponisten. Habeant sibi! Sicher ist Wagner nach Hanslick „der am wenigsten naive Tondichter“, unbedingt, um es euphemistisch auszudrücken, auch der am wenigsten naive Dichter überhaupt. Diese ungelenke holprige Wagelaweia-poesie, die nebstbei, wie ein witziger Rezensent bemerkt, „so keusch ist, daß sie selbst die Geschlechtswörter möglichst vermeidet,“ mit ihren gekünstelten, nicht sehr über kindische Spielerei erhabenen Stabreimen kann meiner Ansicht nach nur durch Leidenschaft Verblendeten als echte Dichtung gelten.

So entschieden ich gegen den absoluten Werth Wagner'scher Textdichtungen mich ausspreche, werde ich nie leugnen, daß sie in bewundernswerther Weise geeignet sind als Substrat einer Tondichtung zu dienen, welche mit den bekannten raffinirten Zuthaten faktisch die höchstmögliche Wirkung auf das große Publikum erreicht. Eine Tondichtung freilich, die nach Hanslick „wohl Musik hat, doch nicht Musik ist".

Ich für meinen Theil finde aber die originelle, geistreiche, wenn auch höchst bizarre Aeußerung J. L. Kleins sehr treffend:

„Beethoven, Mozart, Gluck brauchten Wagners Musik gar nicht zu hören, schon aus den schmucken Librettofedern würden sie den Vogel erkennen, schon aus dem poetisch-dramatischen Prunkgefieder seiner Texte würden sie auf den ersten Blick ersehn, daß dieser buntglänzige Libretto-Papagei mit dem hakenförmigen Reclame-Hornschnabel zu den Kletter- und Schreivögeln, aber nicht zu den Singvögeln gehört."

Das Jahr 1848.

Ja! „auch ich bin in Arcadien geboren!“ Auch mir war es gegönnt, als begeiſterter Jüngling dem Jahre des Heiles 1848 zuzujubeln, es mitzuerleben, wie die aufgehende Sonne der Freiheit Alles mit ihren erſten Strahlen verklärte. Ja! „es war eine Freude zu leben, denn die Geiſter waren wach!“

So lag ſie denn hinter uns die böſe, böſe antimärzliche, bald hätte ich geſagt: antidiluvianiſche Zeit, für immer ein überwundener Standpunkt, wie wir damals hofften.

In der That vorſintfluthlich erſcheint ſie uns, wo nach Macaulay „das Volk regiert ward, wie ein Kind von einer bösartigen Wärterin behandelt wird, die es erſt ſchlägt, bis es ſchreit, und dann, weil es ſchreit.“ Jene Zeit, wo „Ruhe als erſte Bürgerpflicht“ proklamirt wurde.

Nichts erſcheint mir zur Kennzeichnung jener Zeit charakteriſtiſcher, als eine Rede des Kaiſers Franz, die ſo evident darlegt, daß vom hohen Standpunkt betrachtet, kein Staatsbürger „mit ſeinem beſchränkten Unterthanenverſtand“ ſich Selbſtzweck ſein dürfe, ſondern ſeine Daſeinsberechtigung nur als Glied des ſtaatlichen Organismus habe, als zum Staatsgebäude ſich einpaſſender, und zu dem Zwecke den übrigen gleichmäßig zu behauender Bauſtein.

In dieſer Anſprache des Kaiſers Franz im Jahre 1821 an die Profeſſoren des Laibacher Lyceums heißt es:

„Halten Sie ſich an das Alte, denn dieſes iſt gut, und unſere Vorfahren haben ſich dabei wohlbefunden. Warum ſollten wir es nicht ſein? Es ſind jetzt neue Ideen im Schwung, die ich nicht billigen werde. Enthalten Sie ſich von dieſen, und halten Sie ſich an das Poſitive, denn ich brauche keine Gelehrten, ſondern brave Bürger. Die Jugend zu ſolchen zu bilden, liegt Ihnen ob. Wer mir dient muß lehren, was ich befehle. Wer das nicht kann, oder mir mit neuen Ideen kommt, der kann gehn, oder ich werde ihn entfernen.“

Der Weltenſturm des Jahres 1848 fand auf

Oesterreichs Throne einen überaus milden, aber schwachen Regenten, und man wurde an Mommsen's Ausspruch gemahnt: „Es hat sich wieder gezeigt, daß unter allen Würfelspielen keines verderblicher werden kann, als die absolute Erbmonarchie."

Als nun die ersten Berichte über die Februarrevolution von Paris zu uns drangen, wie „zitterten da jene Kanzellistenseelen, die" nach Börne „aus Furcht vor Gewittern den Sommer hingeben möchten". Jedoch es ist nicht anders „Jeder Schacht," sagt Hebbel, „woraus gediegenes Gold herauskommt, ist zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann. Aber soll man ihn deshalb verschütten?"

Und das Volk erwachte und fand, daß jetzt die Zeit des Forderns und Handelns gekommen sei, daß nach Börne „wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte lesen wird, daß man die Freiheit von den Bäumen brechen müsse."

Der Ruf nach Constitution, Volksvertretung ertönte von allen Lippen, bis selbst die schwerhörigen Männer der Regierung verstanden, wie richtig Mirabeau es bezeichnete: „Ein Volk, das nicht in einem Parlament vertreten ist, gleicht einem Stummen.

Er hat nur seine Arme, um deutlich zu machen, was er verlangt."

Doch unbekehrt blieben jene Philister und Spießbürger:

„Die keinen andern Beruf kennen auf Erden,
Als siebenmal der Woche satt zu werden,"

die bei dem Schwanken des Staatsschiffes auf den hochgehenden Wogen sich unheimlich wie seekrank fühlten und jeden Augenblick dessen Scheitern befürchteten. Bibelfest jammerten sie, daß der Weg ins gelobte Land der Freiheit nur durch ein rothes Meer von Blut führen könne. Also ward mit einem Federzug das lachende Kind in ein weinendes verwandelt, das hochgepriesene Jahr des Heiles zum fluchbeladenen tollen Jahr. Also ward der Bund geschlossen zwischen den reaktionären Feinden des Volkes und den nüchternen Schwärmern für Ruhe und Ordnung um jeden Preis. Wie ward die herangebrochene Schreckenszeit verwünscht, und die gute alte Zeit des früheren Wohlbehagens herbeigesehnt. Denn auch da bewährte es sich: „Ungleich wie die Menschen von einander, spricht man stets blos gut von der Zeit, nachdem sie den Rücken gewendet, schimpft sie aber ins Angesicht," wie Dr. Mises sagt.

Schwachsinnig wehklagte man über die stürmische Unruhe, welche doch naturgemäß dem neuen Werden vorangehen muß, denn Louis Blanc hat Recht: „Wenn die Welt in Geburtswehen, und wenn die Störungen, die mit diesen Wehen verbunden, Euch empören, so fragt die Natur, warum sie den Schmerz dem Gebähren beigesellt?“ „Die Freiheit muß sieden, bis der Schaum ausgestoßen“ lehrt Danton. Die Klagen über Rechtsunsicherheit, über das angebliche Sinken des sittlichen Niveaus zu solcher Zeit, hatte schon Jean Paul vorhergesagt: „Eine seltsame aber immer wiederkehrende Erscheinung ist es, daß jede Zeit einen neuen Lichteinbruch für Schadenfeuer der Sittlichkeit gehalten.“ Da bewährte sich die Wahrheit der Worte Macaulay's „Die unmittelbaren Wirkungen der Freiheit sind häufig gehässige Verbrechen, widerspruchsvolle Irrthümer. Gerade in einer solchen Krisis stellen ihre Feinde sie gerne dar. Sie entfernen das Gerüst von dem halbvollendeten Gebäude, zeigen auf den wirbelnden Staub, die fallenden Ziegel, die unbehaglichen Zimmer, die häßliche Unregelmäßigkeit der ganzen Erscheinung, und fragen dann höhnisch, wo sich denn der verheißene Glanz und Wohlstand zeige?“

Als nun aber gar bei dem Volke und deſſen Führern ein nicht unbegründetes Mißtrauen gegen die Männer am Steuer mächtig wuchs, das Mißtrauen, das nach Robespierre „der notwendige Schutz der Volksrechte, und das der tiefbegründeten Liebe zur Freiheit, ſo natürlich beigegeben iſt, wie Eiferſucht der Liebe“ und als dies Mißtrauen zu den beklagenswerten blut'gen Gräueln des Oktobers führte, folgten nun namentlich in Wien die Tage, von denen es heißt „ſie gefallen uns nicht.“ Das politiſche Barometer, das ſo lange und anhaltend die Volksſtimmung als „veränderlich“ bezeichnet, ſank auf „ſtürmiſch“, ſo daß es den gemüthlichen Wienern gar nicht mehr „im Freien“ gefallen wollte. Namentlich:

„Wer ein Weib, ein Kind, ein Haus beſaß,
Drei Brauſepülverchen das Blut zu ſtillen“

wie Karl Beck ſingt, den fröſtelte es anſehnlich, und bald hatte er ſein hyperloyales Herz entdeckt, das mächtig für Ruhe und Ordnung ſchlug, und das gern bereit war, die verdammte Freiheit für alle Folge links liegen zu laſſen. Wie gern hätten die Herren Spießbürger nach Ludwig Pfau, „jeden, der anders denkt, wie ſie außer Land oder inner Wand geſetzt.“

Und nun erſt noch die Belagerung, Beſchießung und Beſetzung Wiens durch Windiſchgrätz, der wahrlich „nicht beſſer war, als ſein Ruf,“ jene Tage, wo nach Beck:

„Die Furcht vor morgen, und die Qual von heute
Geht mit dem Schreck von geſtern Hand in Hand.“

Da erging es der Bevölkerung Wiens wie es Schiller nach dem Einzug Alba's in Brüſſel ſo markig bezeichnet: „Der Stadt war zu Muthe wie einem, der einen Giftbecher geleert, und jetzt die tötliche Wirkung erwartet.“

Sie blieb nicht aus. Und den in allen ihren Hoffnungen Getäuſchten blieb nichts übrig, als wie Mommſen ſagt: „ſich zu fügen, und den neuen Haß zu dem alten ſchlagen, und ihn ſorgfältig zu ſammeln und zu ſparen, das letzte Kapital einer gemißhandelten Nation.“

Leſefrüchte aus J. L. Klein's Geſchichte des Dramas.

Ich habe heute die Lekture von J. L. Klein's Geſchichte des Dramas beendet. Dieſe Geſchichte iſt in der That ein eigenartiges Werk, eine wohlgereifte Frucht gewiſſenhaften, unermüdlichen, echt germaniſchen Sammelfleißes, und befriedigt ein lebhaft gefühltes Bedürfniß. In vielen umfangreichen Folianten wird hier ein bewundernswerthes, umfaſſendes Wiſſen entwickelt, verbunden mit tiefbegründeten, geiſtvollen Urtheilen. Ich las ſie mit außerordentlichem Intereſſe, und fand eine nie geahnte Menge von Belehrung und Anregung.

Doch leugnen läßt ſich's nicht, dem Genuß war ein tüchtiges Stück Arbeit beigeſellt, denn auch für dieſes bei aller Tiefe ſehr in die Breite wachſende Werk trifft Jean Paul's Ausſpruch zu: „daß Aus-

dehnung der Glieder recht oft mit Gähnen verbunden ist."

Der verschwenderisch gebotene Stoff ist wahrlich erdrückend, und dies um so mehr, als Klein, wie so viele Forscher, der Versuchung nicht widerstehn kann, Alfred Klaar nennt es: „Quellenrausch", jeden mit vieler Mühe an's Tageslicht geförderten Fund dem Leser darzulegen, ohne weiter zu beachten, ob das Gefundene, seinem Wesen nach, dessen werth sei.

Joubert sagt: „Nicht Alles, was vor dem Lichte der Lampe besteht, besteht auch vor dem der Sonne."

Diese Stoffanhäufung ist aber nicht nur für den Leser ermüdend und abspannend, sondern in noch höherem Grade verwirrend, indem sie die freie Aussicht auf das Ganze verstellt, und den wünschenswerthen Ueberblick fast unmöglich macht.

Hiezu kommt aber noch, daß auch die Form viel zu wünschen übrig läßt — wenn ich sie nicht als Formlosigkeit bezeichnen soll. — Auf dem holprigen Wege ist nicht leicht vorwärts zu kommen, und dies schmälert den Genuß an dem Gebotenen in hohem Grade.

Man merkt es nur zu deutlich, wie Klein's

Feder athemlos über das Papier haſtet, nicht aus der Hand gelegt wird, um ſich der ſorglichen Feile zu bedienen, wie es doch Noth thut. Denn an dieſe Bemühung denkt D. Spitzer, wenn er ſagt: „Es erfordert viel Arbeit, damit man der Arbeit nicht die Arbeit anmerkt.“

So hemmt aber den Fortgang hier ein Knäuel ſchwer aus einander zu wirrenden Perioden, dort ein Labyrinth in einander eingeſchachtelter Sätze, die „verwundert ſind, ſich bei einander zu finden.“ Zu argen Satzverrenkungen und grotesken Ausſchweifungen vom geraden Wege geſellen ſich noch ſtörend geſuchte, gewaltſame Wortneubildungen.

Schon der äußere Anblick des Werkes iſt eigenthümlich, da manchmal auf mehreren, ja bis zu zehn Seiten das Hauptbett des Textes fadendünn, öfters nur zweizeilig, hinſchleicht, während die aus demſelben ausgetretenen Fußnoten den ganzen übrigen Raum überſchwemmen.

In Folge deſſen iſt es natürlich, daß die große Mehrzahl der Leſer auf halbem Wege zurückgeſchreckt wird, „die Hinderniſſe zu nehmen“, und vor dem Ziel umkehrt. Wie beklagenswerth aber, daß dieſer reiche Schatz an Wiſſenswerthem, an tiefſinnigen Urtheilen, geiſtvollen und originellen

Aussprüchen für das große Publikum ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben, und nur für eine kleine Minorität Lehr- und Nachschlagbuch werden soll.

Dieses vorausgeschickt halte ich es für ein verdienstliches Beginnen, einen mir besonders werthvoll erscheinenden Theil dieses Schatzes zu heben, und hier auszustellen.

Ueber Furcht und Mitleid im Drama sagt Klein: „Furcht ist kontraktiver, der Frostempfindung analoger Natur (ebenso wie Haß), Mitleid expansiver Natur. In dem Augenblick, wo im Drama das nahende Uebel ein gegenwärtiges geworden, die Furchtempfindung zur Schreckenempfindung gediehen ist, ist der Schmelzpunkt da, wo die starre Furcht in Mitleid schmilzt. Furcht ist kommendes, verlarvtes Mitleid, Mitleid gegenwärtige, entlarvte Furcht."

In der Beurtheilung von Shakespeare's Romeo und Julie heißt es: „Eine Romeo- und Julie-Tragödie wäre bei den romanischen Völkern unmöglich, weil sie die reine Liebe ohne Eifersucht nicht für tragisch erachten können, und es nicht verstehn, daß gerade die mächtigste Liebesleidenschaft ihren tiefen, heiligen, stillen Sabbat feiert, und in dieser

Feier am verzehrendsten glüht, wie das Weißglühn das Rothglühn überlost. Bei den romanischen Völkern ist der „Liebessabbat ein lärmender tobender Hexensabbat.“

Die phänomenale Wirkung von Goethe's Werther auf seine Zeit charakterisirt er: „Die Wertherperiode war gleichsam ein unwillkürlicher, unerklärlicher Weinkrampf, wie er als Symptom großer heranziehender Krankheitskrisen sich einzustellen pflegt.“

Ueber historische Dramen heißt es: „Das Geschichtliche muß erst zum Erdichtlichen, das factum zum fictum, die Sache zur Sage gefabelt werden, um im Glanze der Wahrheit als thatsächliche Poesie zu erscheinen.“

Wie treffend und tiefbegründet ist Folgendes: „Der Aufschwung in der Musik im Beginn des 17. Jahrhunderts in Italien wirkte auf Poesie, Kunst, ja selbst auf das Volks- und Staatsleben wesentlich ein, und diese musikalische, oder richtiger opernhafte Stimmung und Wirkung verbreitete sich so weiter über Europa. War das bewunderte Musterbild der Könige, Ludwig XIV., nicht das Ideal eines Opern-Königshelden, eines Bravourarien-Königs?“

Klein schweift überhaupt gern von seinem be-

grenztern auf das allgemeine Gebiet aus, so sagt er: „Der Metternichstaat war der Universalerbe der spanisch-neapolitanischen Politik des Divide et impera, dieser elendesten aller Junkerpolitiken die denn auch laut dem Dichterspruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", nun selber zerrissen zu werden gefährdet ist, wie Actäon von seinen Hunden."

Folgende Stelle ist zwar wohlbegründet, aber mehr noch als Beweis seiner bizarren, eigenartigen Ausdrucksweise interessant: „Die Shakespeare-Manie macht manchen Dichterling zum Windeldichterchen, das mit Säuglingskiefern am Wolfszahn herumkaut, und ihn begeifert, um seine dramatischen Milchzähne herauszubeißen." Aehnlich ist der Ausspruch: „Byron's Kain, diese geckenhafte Selbstsatanisirung und Gottesschmähung aus stinkeitler Selbstvergötterung".

Ueber die neueren Ehebruchdramen heißt es: „Unsere strengen Monogamisten verabscheuen selbst den Namen der Polygamie, und kultiviren die Vielweiberei als sittlich anständige Kryptogamie, mit welcher die Monogamie in der glücklichsten Ehe lebt."

Die banalen Rührstücke verdammt er mit den Worten: „Es ist die verpönteste Weise mit der

Klapperbüchse trivialster Sentimentalität um ein Rührungsalmosen zu betteln."

Treffend und geistreich nennt er eine ungeschickt, plump und breit eingeleitete Verwicklung: „eine Intrigue, die mit ihrem Faden beständig um das Nadelöhr herumfaselt, und mit dem Einfädeln nicht fertig werden kann," und bezeichnet Gregor VII. „als den bösesten unter den bösen Sieben."

Den einst beliebten Bühnenwerken, deren Mittelpunkt ein Schauspieler ist, wirft er vor: „daß sich da die Schauspielkunst mit ihrem eigenen Fett beträufelt," heißt die Camarilla „das eiserne Vieh der Königshöfe aller Zeiten," und meint von den nie zufriedenen Skeptikern „daß sie zweifelsam die thomäseligen Köpfe schütteln."

Philoſophie und Erfahrungswiſſenſchaft.

Von früheſter Jugend an beſeelte mich ein reger Bildungseifer. Aber trotz ernſtem, gewiſſenhaftem Streben, daß mir nur „nihil humani alienum“ wäre, wollte es mir nicht glücken, mich mit den philoſophiſchen Syſtemen, insbeſondere deren tiefſinnigen metaphyſiſchen Unterſuchungen vertraut zu machen. Ich beklagte es als einen betrüblichen Mangel meines Denkvermögens, dem ein wichtiges Organ fehle, und ich erſchien mir ſchließlich als geiſtiger Krüppel, dem es verſagt ſei, die als unumſtößliche Wahrheiten verkündigten Reſultate tiefgründiger Grübeleien unſerer philoſophiſchen Koryphäen in ſich aufzunehmen.

Mochte mich mein Gewiſſen noch ſo ſehr anſpornen, die arge Unluſt, ja Antipathie zu überwinden, um in dies verwünſchte, verwunſchene Gebiet

tiefer einzudringen, die künstlichen Windungen führten mich nur stets tiefer in ein ausgangloses Labyrinth, mit dem einzigen nennenswerthen Ergebniß, daß mir zu Muthe war, „als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum.“

Worte! Worte! und vor lauter Bäumen sah ich den Wald nicht. Ja „mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten“, aber mochte ich noch so anhaltend an der bittern Schale nagen, es glückte mir nicht zum Kerne zu gelangen. Ich glaubte endlich, daß Talleyrand's Worte „den Diplomaten diene die Sprache, um ihre Gedanken zu verbergen“ auch für Philosophen volle Geltung hätte.

Was Mommsen von gewissen Archäologen sagt: „sie hätten den Grundsatz nach dem zu forschen, was weder wissbar noch wissenswerth“ gilt wohl ein wenig auch von den Herren Philosophen. Ja Goethe hat vollkommen Recht: „Am besten das Erforschliche zu erforschen, und das Unerforschliche einfach unerforscht zu lassen.“

Zu meiner Universitätzeit gab wohl das eigenartige, schwerverständliche Idiom der Philosophen jener Zeit, Hegel an der Spitze, einen wohlthätigen Schutzwall, um uns Unberufene fern zu halten.

Aber die spätere populäre Sprache der Weltweisen, wie Schopenhauer, Stirner, Nietzsche, raubte mir auch diese Schutzwaffe zu meiner Vertheidigung, und doch blieb der Blitzstrahl aus, der den Saulus zu einem Paulus bekehrt hätte.

Leider! ist unsere jetzige Jugend nicht meiner Confession, und es scheint mir ein trauriges Zeichen der Zeit, daß der Pessimismus und dessen Schlagworte so leicht Eingang bei ihr gefunden haben. Ich theile hier ganz die Ansicht Vischer's, der diese Einwirkung Schopenhauer's, „des Heine unter den Philosophen", wie er ihn nennt, beklagt „da Beide auf unsere Jugend so mächtig einwirken, die nun den Pessimismus und die Weltverachtung dogmatisch a priori bekennt, ohne die Vorstufen durchgemacht zu haben, demnach den Katzenjammer ohne Suff."

Also ist, wie es Gwinner sehr richtig ausdrückt: „Schopenhauer zum Modegötzen geworden, um bald sinnlos auf den Thron als Weltheiland erhoben, bald zum Sprungbrett für die tollsten Luftsprünge herabgewürdigt zu werden." Hat doch der Pessimismus bei Vielen keinen andern Grund, als den, „daß sie", wie Hebbel witzig bemerkt „nur deshalb in jeder Suppe ein Haar finden, weil sie da-

vor sitzend, so lange mit dem Kopf schütteln, bis eines hineinfällt" und hat nach demselben Gewährsmann „das Weltverachtungswesen, so sehr es sich ausspreizt, nicht mehr Bedeutung und Wahrheit — als eine Fieberphantasie."

Wenn ich mir also auch sagte — um wieder auf mich zurückzukommen — daß eine Lücke in meinem innern Wesen Schuld daran sei, daß mir alle philosophischen Systeme stets ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben müssen, so ließ mir doch mein Gewissen, das mir nach Milton stets „als Geheimbote Gottes" galt, niemals Ruhe, mich quälend, daß Bequemlichkeitsliebe und Geistesträgheit von diesem ernsten Studium mich abhalten. Es war ein unleidlicher Zustand. „Wird ja" nach Jean Paul „nirgends so viel gezankt als — in einem Menschen." Und wenn er gleich versichert „daß Niemand in der Welt leichter zu betrügen sei, nicht einmal die Weiber und die Fürsten, als das Gewissen" wollte es mir doch damit nicht glücken, obgleich man es leicht nach Nietzsche „so weit dressirt, daß es gleichzeitig küßt und beißt."

„Meine Ruhe war hin, mein Herz war schwer!" Endlich kam mir aber doch Beruhigung und Trost, als ich in der „Geschichte des Materialismus von

Friedrich Albert Lange" seine mir einleuchtende, geistvolle Ansicht über den eigentlichen Werth der Metaphysik gegenübergehalten dem Werthe der Erfahrung las. Er sagt:

„Denken wir uns einen Menschen, der ein Kaleidoskop für ein Fernrohr hält. Er glaubt höchst merkwürdige Gegenstände außerhalb wahrzunehmen, und widmet ihrer Betrachtung allen Fleiß. Er soll nun in einem engen Raum eingeschlossen sein. Nach der einen Seite hat er ein Fensterchen, welches ihm einen beschränkten und getrübten Blick nach außen eröffnet; nach einer andern Seite ist das Rohr, mit welchem er in die Ferne zu sehen glaubt, fest in die Wand eingeschlossen. Diesen Anblick liebt er ganz besonders. Er reizt ihn mehr als das Fensterchen. Unablässig sucht er auf diesem Weg seine Erkenntniß von einer wunderbaren Ferne zu vervollkommnen. Das ist der Metaphysiker, der das enge Fenster der Erfahrung verschmäht und sich von dem Kaleidoskop seiner Ideenwelt täuschen läßt."

Unſere Modernen.

Im Jahre 1843 erſchienen die erſten Dorfgeſchichten Berthold Auerbach's. Mit wie großer Begeiſterung verſenkte ich mich in dieſelben. Ihr Erfolg war auch allgemein ein phänomenaler. Auerbach berichtet in ſeinen „Briefen an einen Freund“ Gervinus hätte ſich geſprächweiſe zu ihm geäußert: „Seit Walter Skott hat kein Buch eine ſolche Weltwirkung geübt.“

Freilich blieben die reichlich dargebotenen Lorbeeren nicht bis an ſein Lebensende unzerzauſt, ſondern er hatte von hämiſcher, ſo wie durch Parteigeiſt vergifteter Kritik böſe Erfahrungen zu machen. In den eben erwähnten Briefen wehrt er ſich tapfer dagegen, und iſt es nach Leſſing ganz begründet: „daß Nothwehr Eigenlob entſchuldigt,“ ſo

mag er doch hie und da hiebei die gerechtfertigte Nothwehr überschritten haben. Jedesfalls ist nicht zu leugnen, daß er in seinen Werken gegen den von ihm treffend ausgesprochenen Grundsatz oft gefehlt: „Alle Volksgeschichten sollten ohne Gefühlsandeutung erzählt werden. Nur Melodie ohne Instrumentalbegleitung.“ Dies Sichversenken in die Volksseele, das Hinabsteigen zur armseligen Hütte, die naturgetreue Kleinmalerei war der Bahnbrecher und wegführende Vorgänger des modernen Realismus, wie er namentlich von Norden, durch die neuen normannischen Eroberer zu uns drang, und hier reichlich bei unsern „Modernen“ Nachahmer fand.

Als schlagend passendes Motto für sämmtliche Werke der „Modernen“ möchte ich vorschlagen:

„Das ist ihres Schicksals Entweder — Oder:
Heut' sind sie Mode und morgen Moder!“

Bei aller Anerkennung der großen frischen Talente, die sich unter dem Banner des Realismus und Verismus gesammelt haben, muß doch gesagt werden, daß vor Allem eine krankhafte Originalitätssucht bei ihnen auffällt; gerade hier ist, trotz allem Gesuchten in ihrer Manier evident, daß — wie sonst auch festgestellt — das Wort Sucht nicht von

„Suchen" sondern von „Seuche" stammt. Ueberall liegt da „das Katzensilber falscher Genialität" zu Tage, ein mühsames Hinausarbeiten auf Absonderliches, Befremdliches, Ausderartschlagendes, sowohl im Inhalt, wie im Ausdruck. Und diese stets störend wiederkehrende Manier wird von Kritik und Publikum als Originalität begrüßt und gefeiert. Wie sagt doch Emanuel Geibel?

„Wie seltsam haben sich die Sachen
In unsrer Kunstkritik gedreht,
An jedem Werk denselben Fehler machen
Heißt heutzutag Originalität."

Um nun dieses Ziel zu erreichen, und den passenden Abladeplatz für ähnliche Monstrositäten zu finden, bleibt dem Autor am Ende kein anderer Ausweg, als seinen traurigen Helden in einem Delirium sprechen und handeln zu lassen. Sei es nun das vorübergehende des Rausches, oder wie bei Knut Hamsun des nahen Hungertodes in seinem Roman „Hunger," oder auch des beginnenden oder vollreifen Irrsinns, wie wiederholt bei Aug. Strindberg, G. Conrad und Anderen. Es ist das mühsam Gesuchte, Gemachte, was bei diesen Werken quälend auf uns einwirkt, uns anfröstelt und nie warm werden läßt. Wie anders fassen wahre Dichter

ihre Aufgabe, wie Heine so überzeugend und schön sagt:

„Die Leute glauben unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl. Aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollen, wie etwa sonst sich ein Philolog seinen Klassiker auswählte, mit dessen Commentirung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte. Nein! wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir wie gezwungene Gladiatoren für sie kämpfen."

Darum können die Dichter von Gottes Gnaden ganz ruhig sein, so laut auch den neuen Götzen, und wie scharenweis ihnen zugejubelt wird, denn wie Hebbel sagt: „Den Sternen werden die Raketen nie schaden, wenn sie auch heller leuchten, und dazu puffen und knallen. Um sich ganz sicher zu fühlen, braucht man blos Stern zu sein."

Die eben beendete Lecture einer Novelle „Pan von Knut Hamsun" macht mir das Erwähnte so recht einleuchtend. Hamsun ist unstreitig ein hochbegabter Autor der neuen Schule, wenn auch von seinen Werken gilt, was schon vor 200 Jahren, im Jahre 1700, Benjamin Schmolck als bewährt aus-

ſprach: „Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, laſſen ſie unreife Früchte fallen.“

In dieſer Novelle, die er, wie der Autor höchſt glaubwürdig verſichert, nur zu ſeinem eigenen Vergnügen, alſo keineswegs zu dem der Leſer, geſchrieben, blieb mir ſchon die Wahl des Titels unfindbar. Im ganzen Buche findet ſich nur in einer einzigen Stelle hierauf eine Andeutung, die ſo wunderlich und charakteriſtiſch iſt, daß ich ſie hier buchſtäblich anführe. Es heißt nämlich Seite 31: „Wie wunderlich es mir nachts ergehn konnte, das glaubt kein Menſch. Saß Pan in einem Baume, und ſah mir zu, wie ich mich benehmen würde? Und war ſein Bauch offen und war er ſo zuſammengekrochen, daß er ſaß, als ob er aus ſeinem eigenen Magen tränke. Aber dies alles that er ja nur, um nach mir zu ſchielen, und mich im Auge zu behalten.“

Nun ſprich du, weiſer Akiba: „Iſt ſo etwas wirklich ſchon dageweſen?“

Doch weiter im Texte: Der ſprechend eingeführte Held, Lieutenant Glahn, macht uns mit den Reizen ſeiner angebeteten Edwarda, wie folgt, auf Seite 19 bekannt:

„Der keuſche Mädchenausdruck ihres Daumens wirkte zärtlich auf mich, förmlich zärtlich auf mich,

und die paar Falten auf dem Gelenk waren voll Zärtlichkeit."

In Folge dessen war auch Seite 53 „sein Herz dann voll wie von dunklem (sic) Wein," so daß Seite 73 ihren Fußstapfen nachforschend, „er sich auf die Kniee legte, und vor Demuth und Hoffnung einige Grashalme am Wege leckte."

Warum er stets an die Geliebte denken muß, darüber will er Seite 166 „die 12 Monate und die Schiffe auf dem Meer fragen, so wie der Herzen räthselhaften Gott."

Er findet Seite 73, „daß im Walde die Bäume stehn und denken", aber auch „die Sonne steht und stampft vor seinen Augen, der Horizont dröhnt vor Licht. Während aber der Himmel im wundersamsten Blau erzittert, und die Berge rufen, hüllt in seiner Hütte ein schwüler Wind seinen Kopf ein, ein riechender, jahrealter Wind."

Selbstverständlich darf aber hinter dem Absurden der Worte jenes der Geschehnisse nicht zurückbleiben.

Lieutenant Glahn, eifersüchtig auf einen hinkenden Nebenbuhler, spottet vor Edwarda über dessen Gebrechen, und bei ihrer Gegenrede, daß er bei einem ähnlichen körperlichen Mangel gewiß weit hinter dem Verhöhnten zurückstehn müßte, eilt er logischer

Weiſe nach Hauſe, ergreift ſein Gewehr, und ſchießt ſich — in den Fuß.

Mirza Schaffy, ahnungsvolles Gemüth, du ſagſt:

„Im Leben und in der Dichtung
Hat jeder Geiſt ſeine Richtung
In die Höhe oder zur Tiefe,
Bei den meiſten iſt's eine ſchiefe."

Don Juan's Glück und Ende.

Mein Herz habe ich schon in meinem achten Lebensjahr entdeckt, und zwar ohne daß es zu dieser Entdeckung besonderer Genialität und Spürsinns bedurft hätte. Denn als die reizende, rundliche, kleine Josefine in den Räumen der Trivialschule sich zum Privatgebrauch mein Lineal ausbat, und als bei dessen Ueberreichung meine zitternde Hand mit ihren Rosenfingern in Berührung kam, pochte mein Herz so ungestüm, daß es, wie ich glaubte, bis in die letzten Bänke gehört werden mußte. Nun war es aus mit dem Versteckspiel meines Herzens, da es sich aus der Heimlichkeit heraus nur zu vernehmlich mit seinem: „Es brennt!" verrieth.

Wie lebhaft steht mir noch heute das herzige, liebliche Mädchen vor Augen, aus welchen ich es zu meinem Bedauern rasch verlor.

Auf dieſes erſte und letzte Kapitel beſchränkt ſich dieſer mein erſter Roman. Aber der kleine Don Juan war unermüdlich ſtets neue zu erleben, oder deren Erleben zu erdichten, und übertraf die verſchwenderiſchſte Hausfrau „im Wechſeln der Schürzen die ihm, wie ſein Leporello verſichern würde, recht waren.“ Die in ſeinem Wahlſpruch auf den Thron geſetzten Königinen ſuccedirten ſo raſch, daß ich ſchon in meinem vierzehnten Jahre, wie der mir in dieſer einen Beziehung congeniale Heine, freilich in reiferen Jahren warnen konnte:

„Königin Marie die vierte,
Deines Namens höre jetzt:
Manche, die vor dir regierte,
Wurde ſchmählich abgeſetzt.“

Nach dieſen Plänkeleien, aus welchen das junge Herz kaum einen unbedeutenden Streifſchuß davon trug, wurde es freilich anders, als dasſelbe die bis dahin ſchlummernden Sinne wachrief und mitriß, und dem Platoniker reinſter Obſervanz die Erkenntniß reifte, daß die reine Flamme der Liebe ohne den ſchwärzenden Rauch der Sinnlichkeit nicht brennen wolle. Und nun wußte ich erſt: „was die Engel Himmelsluſt, die Teufel Höllenqual, die Menſchen Liebe nennen.“

Ein mit wahrhaft berauſchenden Reizen geſchmücktes Weib ließ mich, mein ganzes Weſen erſchütternd und umwandelnd, erleben:

„daß Lieb' ein ſtetes Leid
Bei ſtätiglicher Seligkeit"

wie Gottfried von Straßburg ſingt.

O! wie ſchön war ſie, doch leider! wie ſehr merkte man, daß ſie dies Bewußtſein ganz erfülle, daß es mich wie oft mahnte an Rückert's:

„Schön biſt Du,
Das weißt du leider zu ſehr.
Wüßteſt du's weniger
So wärſt du es mehr!"

Die Liebe, wie ſie dieſelbe verſtand, war, wie Hebbel ſagt: „vor Allem die Mordbrennfackel der Sinnlichkeit."

Ich Unerfahrener ahnte nicht, daß mein Glück und mein Stolz, nämlich die raſch aufflackernde Gegenliebe, welche meine Anbetung fand, auf dem von Jean Paul treffend bezeichneten Grunde beſtand: „Viele Frauen gleichen dem Zunder in der Empfänglichkeit für jeden Funken nur darum ſo ſehr, weil ſie ihm auch in dem Umſtand, ſchon einmal gebrannt zu haben, gleichen."

Niemals kann mir ein Zweifel in die Reinheit

und Echtheit unserer gegenseitigen Gefühle, und gab ich mich dieser Liebe so ganz und gar hin, daß mich hievon abzuhalten ein gleiches Unternehmen gewesen wäre, wie „wenn man“ nach Fielding „eine Mücke herzlich und angelegentlich bäte, nicht in's Licht zu fliegen.“ So verhallte denn auch der ernste Mahnruf manches getreuen Eckart ungehört, „denn es gibt Niemanden, der schwerhöriger wäre, als der, der nicht hören will.“

Aber endlich kam doch die Zeit, daß die Schuppen von meinen Augen fielen, da diese Liebe bei einer strengen Prüfung auf ihre Echtheit nicht bestehn konnte.

Argwöhnisch fühlte die Geliebte selbst die rasche Abnahme des Hitzgrades meiner Gefühle, denn wie Börne sagt: „Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten die keimende Gleichgiltigkeit zu verbergen.“ Alle Versuche, auch mich mit Gewalt über dieses Erkalten hinwegzutäuschen waren vergeblich, bis ich mir klar wurde nach Hebbel's beherzigenswerther Mahnung: „daß man es schmerzlich zu beklagen hat, wenn man sich im Zustand der Dürre und Leere in ein Gefühl hineinlügt.“

Beweise ihrer flagranten Untreue führten schließlich den gänzlichen Bruch herbei. Trotz aller Ver-

ſicherungen, Thränen und Beſchwörungen von ihrer Seite gab ich mich nicht dazu her, etwa ein zweites Mal das Opfer einer ſo ſchmerzlichen Täuſchung zu werden, denn da halte ich es mit Friedrich II. „Wenn du mich einmal betrügſt, haſt du Unrecht, betrügſt du mich aber zum zweiten Mal, dann habe ich Unrecht.“

Es war ein tief eingreifendes, trauriges Erlebniß, das ſeinen Schatten auf lange, lange Zeit über mein Leben warf. Die ſchwere Wunde wollte nicht heilen, nicht vernarben. Mir erging es wie Diderot: „Ich habe Grund, den Eintritt in mein Herz zu erſchweren, denn einmal darin, kommt man nicht wieder heraus, ohne es zu zerreißen.“ In der folgenden Periode vollſter Apathie, die wohl zu meinen jungen Jahren gar nicht paſſen wollte, „verſchob ich“ nach Rahel „alles Wichtigere, um nur das obenaufliegende Leben abzuleben.“

So vergingen mehrere Jahre. Doch endlich forderte die Jugend ihre Rechte, und es kam der Moment, den die Franzoſen ſo bezeichnend den „coup de foudre“ nennen.

Ich erblickte Clara, die wahrlich ſagen durfte: „veni, vidi, vici“, und ſah „ein Antlitz, das man“ nach Auerbach „glaubt, nur träumen, nur phantaſiren zu können.“

Unwiderstehlich angezogen und festgehalten, fand ich allen Reizen des Körpers die der schönsten Seele innig vermählt, und lernte jetzt erst die echte, wahre, beseligende Liebe kennen. Tief verschloß ich selbst vor meinem innigsten Freunde meine Gefühle, denn wie Börne so wahr motivirt: „Jede echte Liebe muß verschwiegen sein, denn lautes Beten ist Unnatur."

Oh! kurzes Glück! wie rasch und erbarmungslos vom mißgünstigen Geschick gestört. Mein geliebtes Mädchen verfiel in eine schwere Krankheit, und nach kurzer Zeit stand ich verzweifelnd, gebrochen, sinnlos an ihrem Sterbebett. „Zerstörend griff die grausame Wirklichkeit in alle meine Hoffnungsblasen" nach Andersen.

„Wie erschöpft vom bisherigen Lebenmüssen" nach Gutzkow's Ausdruck, lag sterbend mein süßer Engel, eine in vollster Blüthe geknickte Lilie da, „schloß sie ihre Augen, und meinen Himmel zu" wie Karl Beck mir vorfühlte.

Und ich mußte mit Alfred Musset klagen:

„Elle est morte, et n'a pas vecu,
Elle faisait semblant de vivre,
De sa main est tombé le livre
Dans lequel n'a rien lu."

Wie tief ergriffen fühlte ich Angesichts der reizenden Hülle mit meinem, nun auch verstorbenen Freunde, dem Dichter Friedrich Bach die Wahrheit der Klage seiner Nänie:

„Oh eitler Trost zu wissen,
Daß, wenn der Staub verstreut,
Aus Grabesfinsternissen
Die Seele sich befreit.
Hat doch die Form, die schöne,
Der Sehnsucht heißes Ziel,
Beklagt von Lied und Thräne,
Kein schützendes Asyl."

„Ein solcher Tod kann einem nicht anders erscheinen, wie eine Brutalität", wie es Auerbach scharf und mir aus der Seele gesprochen beim richtigen Namen nennt. Mir drohte das Herz zu brechen, das Herz nach Jean Paul „der Räuber aller Freuden, da es zu viel bedarf, zu wenig genießt, zu viel hofft, zu wenig erträgt." Und doch „für den sterblichen Menschen ist das Unglück in gewissem Sinn ein Glück" wie Hebbel sagt, denn „wie den Tod ertragen, wenn das Leben nicht unerträglich wäre."

Wie banal, wie kalt, wie leer erschienen mir alle Versuche mich, den von Schmerz Gebeugten aufzurichten:

„Trotz Freundeswort und Mitgefühlsgeberden
Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden."

ſagt Lenau.

Ach! wenn ich an dieſe Tage ſchauernd zurückdenke, an dies fürchterliche Bangen um das theure Leben, an den Moment vollſter, troſtloſeſter Hoffnungsloſigkeit, des athemſtockenden Harrens auf das Fallen des ſchwebenden Beils, an die lebenvernichtende Offenbarung: „Es iſt vollbracht!" wo ich wie Byron fühlte:

„Es dünkte mir, als hätten wir
In irgend einer frühern Welt geſündigt
Und dieſe ſei die Hölle.

Ich konnte nicht klagen, nicht jammern, der gepreßten Bruſt nicht Luft ſchaffen, denn: „Wen das Unglück recht anbrauſt, den treibt es nicht hin und her, es verſteinert ihn wie Niobe," wie Bettina ſo geiſtvoll ſagt.

Eifersucht.

Wenn ich die verschiedenen Perioden des hinter mir liegenden Lebens durchdenke, erscheint mir wohl als eine der trübsten und schmerzreichsten jene, die unter dem Zeichen der grausamen Leidenschaft, der Eifersucht, stand. Rastlos, stürmisch wachsend läßt sie uns Folterqualen leiden, nach dem Witzwort M. G. Saphir's:

„Eifersucht ist eine Leidenschaft,
Die mit Eifer sucht, was Leiden schafft."

Aber nicht genug hiermit, die Eifersucht, der Dämon des Zweifels, dieser „böse Geist der stets verneint" wagt sich an das Höchste und Heiligste, das wir in der Jugend kennen. Dieses Nagen an unserem Ideal, an dem Vertrauen zur Heißgeliebten, dies Unterminiren unseres Lebensglückes und des Glaubens an die Menschheit ist es aber auch, das

uns selbst in unseren Augen erniedrigt, uns, von der häßlichen Krankheit befallen, ins Gemeine hinabzieht. Ich könnte da eine recht traurige Krankengeschichte schreiben.

Der geistreiche Physiolog Ewald Häring sagt: „Die bedeutendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturforschung haben wir jenen seltsamen Geistern zu verdanken, welche die Fähigkeit besitzen, sich über das, was dem gemeinen Menschenverstand alltäglich erscheint, zu wundern."

Leider zählte ich nicht zu jenen seltsamen Geistern, und ging unachtsam an den unscheinbaren Veränderungen in dem Verhalten der Geliebten zu mir vorüber, ohne mich zu wundern, nnd kam also sehr spät zu den traurigen Entdeckungen, die dann auf lange Zeit, ja auf mein ganzes Leben von gewaltiger, störender Einwirkung wurden.

Aber schon das erste Stadium des erwachenden Zweifels, welch trauriger Zustand, wie ihn Murger so lebhaft schildert: „Wenn man eifersüchtig ist, wird das Unbedeutendste zum Vorwand, sich selbst zu quälen. Es ist eben so, wie in der Nacht die unscheinbarsten Gegenstände erschreckende Formen annehmen. Man überlegt nicht, man fürchtet sich." Und wie Börne sagt: „Verschmähte Liebe ist Tod,

aber Eifersucht ist mehr, denn sie ist die Furcht vor dem Tod."

Wenn in der Jugend uns die Sonne der Liebe aufgeht, da erhellt und erwärmt sie unser Leben. Aber ihr Glanz, in welchen wir, wie in das Sonnenlicht, freien Auges nicht blicken können — blendet auch. Und wie wäre es da möglich, Flecken an ihr zu erkennen. Wird doch der Liebende in seiner Vertrauensseligkeit zum Kinde, das mit seinen klaren, offenen Augen an den Erscheinungen des Tages achtlos vorbeitändelt, ohne sie richtig zu sehn.

So ging es mir, als ich Lotte sah und liebte. Und waren dann späterhin einzelne Unvollkommenheiten ihres Wesens selbst für mich nicht übersehbar, tröstete ich mich mit Goethe: „Das sind ja Fehler der Jugend, also nur Übergänge, die Säure der noch nicht ganz reifen, süßen Frucht."

Freilich gefährlicher wurde es, als ich mir nicht verhehlen konnte, daß es der Geliebten an echtem weiblichem Zartsinn gebrach, denn wie Vischer treffend bemerkt: „Es giebt zweierlei Takt, formellen und Herzenstakt. Jener vermeidet das Unschickliche, dieser das Unzarte." Und dies letztere verstand sie nicht zu vermeiden. Hier war denn auch der

Punkt gegeben, wo das erwachte Mißtrauen seinen Hebel ansetzen konnte, um die Welt meines Glückes aus den Angeln zu heben. Unweiblicher Weise wußte sie genau bis auf das Quentchen nachzuwägen, was ich ihr an Herzlichkeit, Liebe, ja Aufopferung zu bieten verpflichtet wäre. Sollte sie mir aber auch das kleinste Opfer bringen, sträubte sie sich mit Macht dagegen. Sie fühlte sich als eine jener Privilegirten, die nach Gottfried Keller, „stets nach ihren Rechten schreien, sobald aber auch das Recht nach Pflicht riecht, ihr Recht darin suchen, keines zu üben."

Also war mir nicht erspart, die traurige Erfahrung zu machen, daß es, wie Paul Bourget sagt: „mit der Liebe geht wie mit den kleinen Kindern. Vergebliches Hoffen, sie in der liebenswürdigen Unschuld ihres ersten Lächelns zu bewahren. Sie müssen wachsen, sie müssen uns leiden machen, und sie müssen uns endlich verlassen."

Das Glück sich gedruckt zu sehen.

Ich habe von frühester Jugend an soviel gelesen, meinem Geist fast verschwenderisch Stoff zugeführt. Aber das Aufgenommene soll auch gut verdaut, in Saft und Kraft des eigenen Organismus übergehn. Damit dies geschehe, und jede Hypertrophie vermieden werde, heißt es beachten, was de Sacy richtig bemerkt: „Sich viel nähren ohne entsprechende Bewegung ist dem Körper gleich gefährlich wie dem Geiste."

Und an solcher geistigen Bewegung in Wort und Schrift fehlte es mir, und um so mehr, da ich zu jenen gehöre, welche nach Schubart „die Natur der Mixturen haben. Man muß sie nämlich aufrütteln, wenn sie wirken sollen." Treffend sagt Bacon: „Lesen kann wohl Tiefe geben, doch

nur Sprechen Gewandheit und Schreiben Genauigkeit."

Als ich aber dem Drange, meine Gedanken zu Papier zu bringen nachgab, dann wuchs er bald zum Streben, das Geschriebene auch urbi et orbi zu verkünden. Wie Recht hat doch Ferdinand Hiller: „Die ungeheure Metamorphose, die das geschriebene Wort erlebt, wenn es zum gedruckten wird, bewirkt die Ehrfurcht vor dieser Transsubstantation."

Aber es war dafür gesorgt, daß auch dieser Baum nicht in den Himmel wachsen sollte. Dem ersten Versuch zur Oeffentlichkeit vorzudringen, lohnte glänzendster Mißerfolg. Ich sandte das erste Feuilleton voll Selbstvertrauen der Redaktion eines vielgelesenen Tagblattes. Dieselbe nahm es auch gastfreundlich auf, zog es aber vor, es nicht in ihrem Blatt, sondern in ihrem Papierkorb unterzubringen. Damals wußte ich noch nicht, daß von dem Kontingent, welches die Mitwelt den Redaktionen zu stellen hat, ein sehr ansehnlicher Theil nur Kanonenfutter für den Moloch Papierkorb ist, ein kleiner, arg verstümmelt als Krüppel, und nur eine verschwindend geringe Minderzahl als Sieger an's Ziel kommt.

Nach dem berühmten Muſter des Herodes wird ja von den tyranniſchen Redaktionen der bethlehemitiſche Kindermord mit Vorliebe an den Erſtgeburten verübt. Dies brüske Thürſchließen beim erſten Eintrittsverſuch in die Oeffentlichkeit ſchmerzte nicht nur, es geſellte ſich bei dem Siegesſichern auch ein Gefühl arger Beſchämung hinzu. Und ſo konnte ich nicht ängſtlich genug vor Freunden und Bekannten die erlittene Niederlage als ſtreng verſchloſſenes Geheimniß verbergen. Denn wie Proudhon ſagt: „Der Menſch iſt ſo geartet, daß er vor Allem erröthet — zu erröthen, ſo daß er ſelbſt bei Verübung eines Verbrechens insbeſondere ſich ſchämt, ſich zu ſchämen.“

Als Verbrechen erſchien mir wohl mein fehlgeſchlagener Verſuch nicht, vielleicht aber doch als Selbſtüberhebung. Jedesfalls predigte ich mir ernſtlich: „non bis in idem,“ und bin mir in dieſer Beziehung konſequent geblieben.

Eine ſtarke Schutzwehr, die mich vor jedem Rückfall bewahrte, war aber das abſchreckende Beiſpiel, das mir als überzeugende argumentatio ad hominem geboten wurde. Und zwar durch einen Schulkollegen noch vom Gymnaſium her, mit Namen Adolf, aber allgemein unter dem Rufnamen

„unſer guter Dolfi" bekannt, ſeines Zeichens — verdorbener Student.

Unſer guter Dolfi war auch in der That ein ganz gutes Menſchenkind, „etwas ſchwach auf der Bruſt," wie es mit bezeichnender, höher deutender Pantomime, euphemiſtiſch ausgedrückt, hieß, durch und durch unbedeutend, und — wenn das kühne Wort geſtattet iſt — weit über das Mittelmaß mittelmäßig. Aber bei ſeiner Perſonsbeſchreibung dürfte keineswegs das beſondere Kennzeichen fehlen, „von großartigem unheilbarem ſchriftſtelleriſchem Größenwahn befallen." Dieſe Beſonderheit ausgenommen, paßte auf ihn ſchlagend der Ausſpruch von Boz: „Es gibt Menſchen, die aller individuellen Charakterzüge entbehren, ſo daß man recht gut gegenſeitig ihre Geiſter verwechſeln könnte, ohne daß es jemand bemerken würde."

Trotzdem ermüdete er nicht, mit wahrer „Fliegenbeharrlichkeit" wo nur möglich auf irgend einem Schleichweg in die Oeffentlichkeit zu gelangen, und der hundertmal abgleitende Siſyphusſtein ward immer wieder aufwärts gewälzt.

Seiner geiſtigen Beſchaffenheit nach Anempfindler und Aneigner fremder Gefühle und Gedanken, alſo in die zahlreiche Familie der

Wiederkäuer gehörend, war er nach Labruyére: „einer jener, die nicht aus sich selbst heraus sprechen, nicht selbst fühlen, sondern nur die Gefühle und Reden Anderer wiederholen. Doch bedienen sie sich öfters so natürlich des fremden Geistes, daß sie selbst die ersten hiervon getäuscht werden, und ihren Geschmack zu entwickeln, ihre Gedanken auszudrücken glauben, während sie nur das Echo desjenigen sind, den sie eben verlassen haben.“ Eines der Echos, von denen Goethe sagt: „Es gibt in der Welt sehr wenig Stimmen, aber sehr viele Echos, daher viel Unsinn.“

Dolfi war einer von denen, die nach Lionardo da Vinci „lieber Enkel als Söhne der Natur sein wollen.“ Bei seinem rückgratlosen Anlehnungsbedürfniß bekam alles Neuauftauchende, auf augenblicklichen Effect Berechnete besondere Anziehungskraft für ihn, daher in höchstem Grad die Producte der „modernen“ Schule, mit ihrem Originalitätsstreben quand même, und krankhaftem Hang nach dem Absonderlichen. Dieser Anreiz für mittelmäßige Befähigung ist ja ganz natürlich. Grillparzer sagt: „Der Künstler, an dem man Originalität als charakteristische Eigenschaft hervorhebt, gehört schon deshalb dem zweiten Range an. Denn die

Geister ersten Ranges charakterisirt der Sinn für das Natürliche. Sie machen es wie alle Andern, — nur unendliche Male besser."

Dieses Suchen und diese Sucht nach dem Auffälligen, die so oft ins Absurde und Abschreckende hinüberstreifen, mahnen mich mit der dickaufgetragenen Pathosschminke, mit den Bildern, die uns nach Friedrich Pecht „nicht ansprechen, sondern anschreien wollen" an Macaulay's Ausspruch: „Das sichere Zeichen des Verfalls einer Kunst ist weniger das häufige Vorkommen von Häßlichkeiten, als das öftere Erscheinen von Schönheiten am unrechten Ort."

Daß Dolfi, obwohl „ein guter Mann, doch ein schlechter Musikant," beweist schon sein gänzlicher Mangel an Takt, dies von Macaulay gerügte Anbringen schöner Redensarten am ungeeigneten Ort. Wenn er zum Beispiel in Gesellschaft bestrebt, auch in Worten zu glänzen, bei einer Bitte ihm Honig zu reichen, gelegentlich einer Jause, dies mit einem Citat nach Achim v. Arnim verband: „Honig, der Bienen goldene Erinnerung unzähliger Blumenküsse," und dergleichen mehr.

Ueberhaupt hat unsere Zeit nicht Ursache, sich über die, nun so sehr verhöhnte Zopfzeit zu überheben, denn wie Schopenhauer sagt: „In der Zopfzeit

ſaßen doch bei den Zöpfen Köpfe. Jetzt ſcheinen aber mit den Stengeln auch die Früchte verſchwunden zu ſein.“ Doch laſſen wir uns am Ende dieſes nach Max Nordau „raſch abkühlenden Jahrhunderts“ nicht bange werden. Die wahre Schönheit wird aus dem harten Kampfe doch als Sieger hervorgehn. Es iſt wie Hebbel ſagt: „Die Sonne, die ihren Feind vernichten will, hat nichts zu thun, als ihn zu beleuchten. Sie trat zum erſten Mal hervor ganz ſchüchtern, und erblickte die Finſterniß. Da zitterte ſie ſehr. Sie wandelte den Himmelsbogen völlig hinauf, und da war die Finſterniß verſchwunden, als wäre ſie nie dageweſen. Ich glaube die Idee, die nicht ſiegt wie die Sonne, wird nie ſiegen.“

Doch „kehren wir zum beſagten Hammel zurück.“ Seiner Schreibeluſt entſprach eine unglaubliche, wenn auch unfruchtbare Fruchtbarkeit. Er war in allen Sätteln litterariſcher Betriebſamkeit gerecht. Freilich waren ſeine lyriſchen Gedichte den Muſen ſelbſt vollkommen ebenbürtig, nämlich ſo wie dieſe, um Jean Paul zu wiederholen auch „Kinder der Mnemoſyne, des Gedächtniſſes“. Mit Feuilletons überſchüttete er alle Papierkörbe, gleichſam wie mit Döblerſträußchen. Auch den Generalpächtern der öffentlichen Meinung ſtrebte der Neidling mit

phraſenreichen Leitartikeln in's Handwerk zu pfuſchen. Er wollte keinesfalls mit ſeiner würzigen Spende geizen, die Anſicht jener theilend, „die" wie Börne ſagt, „nicht wiſſen, daß die öffentliche Meinung ein See ſei, ſondern ſie wie eine Suppe behandeln. Verrückte Köche ſtehen vor ihr. Der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker, ein dritter kommt mit einem Schaumlöffel, um die Blaſen abzuheben u. ſ. w."

Aber endlich kam unſer Freund doch zur Beſinnung, daß es ſeiner nicht würdig ſei, „ſich mit Kleinigkeiten abzugeben," und daß ſeine welterſchütternden Geiſtesprodukte ausſchließlich auf die Bretter, die die Welt bedeuten, gehören. Und da lachte ihm endlich ein Erfolg. Die ſchadenfrohe Bühne eines Dilettantentheaters war der Schemel ſeiner Erhebung ad astra. Es gab einen großartigen Lacherfolg. Wie weit dieſer vom Autor beabſichtigt, oder wie weit er das Aequivalent für das Gebotene in ſplendider Ueberzahlung überſchritten, entzieht ſich meiner Berechnung. Dies ruft mir den luſtigen Bericht eines franzöſiſchen Bühnendichters, Carrère mit Namen, über ſeine erſten Bühnenerfolge in's Gedächtniß. Er ſchreibt wie folgt: „Meine erſten Theaterſtücke wurden in Paris

ſtets im Hochſommer gegeben, und fielen glänzend durch. In Folge deſſen wollte ich nun mein ſchon eingereichtes neueſtes Machwerk ſchamvoll vor der Aufführung zurückziehn. Doch der Direktor ſträubte ſich energiſch dagegen, erhöhte ſogar mein Honorar anſehnlich und rief: Welch ein Einfall! In der todten Saiſon ſtets ein Bombenerfolg! Glänzende Einnahme! Wer das Stück ſieht, ſagt: einen ſolchen Blödſinn muß man geſehen haben! und Alles ſtrömt auf dieſe Empfehlung in's Theater. Ich bitte ſehr, fahren Sie nur ſo fort und ſchreiben Sie nächſtens womöglich noch etwas Dümmeres. Ich verſprach es, und hielt Wort."

Unſer Dolfi war ganz der Mann in deſſen Fußſtapfen zu treten, hinzugehn und ein Gleiches zu thun. Es ging ihm doch einzig und allein darum, um welchen Preis immer, von ſich reden zu machen. Nach den Worten der Herzogin v. Broglie hätte man annehmen müſſen, daß er in Frankreich das Licht der Welt erblickt hätte. Sie meint nämlich von ihren Landsleuten: „Wenn niemand da wäre, auf ſie zu ſehen und zu hören, gäbe es keine Franzoſen mehr, denn ſie leben nur, um geſehen und gehört zu werden."

Aus dem Tagebuch des Großvaters.

I.

Leſſing ſagt: „Könige ſollten keinen Witz haben. Denn hat einmal ein König Witz, wer ſteht uns für die Gefahr, daß er einen ungerechten Ausſpruch thut, blos weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann.“

Wie einleuchtend iſt die Wahrheit dieſer Bemerkung, denn wer könnte im Zweifel ſein, daß bei einer Colliſionsgefahr zwiſchen Witz und Gerechtigkeitsliebe, die letztere den kürzern zieht.

„Eher würde,“ nach Otto Ludwig, „eine Kanonenkugel auf halbem Wege umkehren“, als daß der Verfaſſer eines ihm köſtlich erſcheinenden Einfalls denſelben ungeſagt ließe. Ein ſolcher Embryo von Witz muß naturgemäß an's Tageslicht, ahnte auch der Urheber, daß ihm daraus ernſter Nachtheil

erwüchse, wie denn erst, wenn dieser nur einem Dritten droht.

Aber was für Könige gilt, hat nicht minder Geltung für den Kritiker. Witz ist eine höchst dankenswerthe, aber auch gefährliche Mitgift für denselben.

Eine witzreiche Recension erinnert mich stets an Bürgers Ballade von dem Grafen, dem zwei ungleiche Gefährten zur Seite reiten. In unserem Fall ist es rechts der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit, der auf den richtigen Weg zum Ziele weist, während der Witz zur Linken vom geraden Wege ab zu gefährlichen Abirrungen verleiten möchte.

Diese Gefahr, in welche sich der Kritiker leicht begibt, während aber nicht er, sondern das Objekt seines Witzes, der Beurtheilte, umkommt, ward mir heute recht klar, als ich eine von Witz sprudelnde Besprechung eines Erstlingwerkes las. Der gemaßregelte Autor war unstreitig talentvoll, wie man die Anerkennung dieses Talentes auch zwischen den Zeilen der Recension mit etwas Anstrengung heraus lesen konnte. Doch fehlten diesem Geistesprodukte keineswegs einzelne auffallende, nicht ganz geschmackvolle Uebertreibungen, und störte hie und da offenbares

Ungeschick. Also willkommene Haken, an die sich gute Einfälle hängen ließen.

Diese Kritik bot eine treffliche Illustration zu Hebbel's geistvoller Warnung: „Die Kritik soll kein Scheermesser sein, das über Warzen stolpert und eine Lebensader durchschneidet. Sie soll eine Pflugschar sein, die wohl Wunden reißt, aber nur, damit Früchte wachsen."

Ja wahrlich die Aufgabe eines gewissenhaften Kunstrichters ist keine leichte. Vor Allem bedarf er der Ruhe und Leidenschaftlosigkeit, denn wie Berthold Auerbach sagt: „In manchem Finger der den Puls fühlen will, steckt selbst ein fieberhafter Puls."

Doch auch im Lobe möge er, schon im Interesse des Gelobten Maß halten, und hüte sich vor „trop de zêle." Er bedenke wie Hebbel mahnt: „Flechtet Keinem den Lorbeerkranz zu groß, er fällt ihm sonst als Strick um den Nacken."

II.

In dem an geistvollen Bemerkungen reichen Briefwechsel Berthold Auerbach's mit seinem Vetter „Briefe an einen Freund" fand ich heute einen Ausspruch, der eine derzeit nicht genügend anerkannte Wahrheit treffend bezeichnet. Es heißt nämlich: „Wenn es eine Chemie des deutschen Geistes geben könnte, man würde bei einer exacten Analyse einen großen Bestandtheil finden, der Schiller heißt."

Diese unleugbare Thatsache, welche heutzutage nur latenter besteht, war in meiner Jugendzeit bedeutend offensichtlicher. War doch damals ein Hauptbestreben des „stilvollen" Autors, seinen Geist in buntfarbigen Façetten glitzern zu lassen. Er glaubte seinen Befähigungsnachweis als zünftiger

Schriftsteller am besten in einer Sprache zu leisten, die in üppigen Bildern, rhetorischem Pathos, Phrasenhypertrophie, Prägung gezwungener Sentenzen und hohler Declamation schwelgte. Am auffallendsten war dies bei dem Bühnenwerken jener Zeit der Epigonen Schiller's, bei welchen oft, um ein Wort J. L. Klein's zu gebrauchen „ein ganzer Marstall declamatorischer Paradepferde vorgeführt wurde."

Es ist unleugbar, daß in dieser Beziehung die durch den modernen Realismus geübte Reaction wohlthätig wirkte. Das Streben nach ungeschminkter Naturwahrheit, Einfachheit, wenn auch hie und da in etwas brutaler Nacktheit, war segensreich, wenn auch beim Ausjäten des wuchernden Phrasenunkrautes so manche Blüte, beklagenswerther Weise, zum Opfer fiel.

Aber auch bei dem Zeitungsstil der Gegenwart wären hie und da Reformen wünschenswerth. Freilich ist der „Tagelöhner der Feder" — wie Schopenhauer den Journalisten nennt — durch die Verpflichtung, sein Tagespensum erfüllen zu müssen, arg gehetzt, so daß er nicht konsequent genug von seinem souveränen Rechte, sich seine Sprache selbst zu prägen, Gebrauch

machen kann. Aber nur zu oft bedient er sich der abgenützten Münzen fremder Prägung. Man liest mehr als billig abgetragene, abgestandene Sentenzen und Floskeln, so daß die Rede, wie Paul Heyse geistvoll sagt: „auf unsichtbaren Gänsefüßen weiter schreitet."

So stoßen wir bei Mittheilungen nüchternster, dürrster Thatsachen auf „eine blühende Diction" nach Hebbel: „Schimmel, der sich da einstellt, wo Verwesung und Fäulniß ist," und begegnen dem sichtlichen Bestreben, nur durchaus nicht etwas mit seiner eigenen Sprache zu sagen.

Das Streben der Autoren geistreich um jeden Preis zu erscheinen, hat nun aber oft die von Gresset bezeichnete Wirkung: „Geist, den man mit aller Gewalt haben will, verdirbt den, welchen man wirklich hat." Und wo derselbe fehlt, treten dann breit und protzig Worte in die Bresche, und eine nach Lassalle: „sich in bloßer Wortberauschung befriedigende Unfähigkeit macht sich breit." Das Unbedeutendste wird pomphaft ausstaffirt, die kahlen Wände werden mit erborgten Bildern bedeckt und es wird nicht beachtet, daß, wie Hebbel sagt: „magere Gedanken durch Bilderfutter nicht fett werden." Weiß man doch durch Shakespeare:

„Der Staub, ein wenig übergoldet,
Wird mehr geschätzt, als Gold ein wenig überstaubt."

Wo sich aber wirklich ein wahres Talent zeigt, bringt es die Sucht, sich rasch zur Geltung zu bringen und aufzufallen, dahin wie D. F. Strauß so treffend meint: „daß man den Blüten seines Geistes nicht gestattet, sich in der keuschen Himmelsluft zu entfalten, sondern dieselben in der geilen Treibhauswärme bewußter und gewollter Genialität aufklatschen müssen."

Aber man bedenke, es gibt kein wahreres Wort, als das der geistreichen Rahel: „Eine glückliche Sprache, die ihr Bestes und Alles dem Gedanken verdankt, ist nicht wie ein Kleid dem Gedanken, sondern wie dessen lebendig aus ihm erwachsene Behautung."

III.

Es gibt Individuen, deren Erſcheinen in einer Geſellſchaft eine ähnliche Wirkung ausübt, wie ein dem Schiffe auf offener See begegnender ſchwimmender rieſiger Eisberg. Plötzlich ſinkt die Temperatur von vollſter Gemüthlichkeit derb unter den Gefrierpunkt. Der Fluß der Rede ſtockt, ein unheimliches Fröſteln befällt alle Anweſenden. In hervorragender Weiſe gilt dies von einer neuen Bekanntſchaft, die ich heute machte. Der junge Mann, der mir als Journaliſt vorgeſtellt wurde, brachte für ſeinen Beruf wohl eine originelle Idee als Mitgift mit, eine Idee, die ſein ausſchließliches, mit niemanden getheiltes Eigenthum blieb, nämlich „eine große Idee von ſich," das iſt aber auch, wie der alte Caſimir Perier vom Miniſter

General Sebastiani im gleichen Falle seiner Zeit versicherte: „auch die einzige Idee, die er hat.“ Außerdem zeichnete ihn noch sein medisantes, cynisches Wesen besonders aus, denn alle seine Reden hatten die Tendenz: „die Anwesenden rot und die Abwesenden schwarz zu machen,“ wie Jean Paul sagt. Es erschien mir fast undenkbar, in seiner Gegenwart einen edlen, begeisternden Gedanken zu fassen, oder zu verfolgen.

Er war der Sohn eines Armeelieferanten, welcher sich — fragt mich nur nicht wie? — ein sehr ansehnliches Vermögen und nebstbei einen sehr oberflächlichen Adel erworben. Dieser rasch angeflogene Adel hatte sich bei demselben keineswegs auf edlere Organe geworfen, und war in sein Inneres unbedingt nicht eingedrungen, wenn er sich auch im Schweiße seines Angesichts, aber erfolglos bemühte, „seinen früher erworbenen Ruf durch ostentatives Wohlthun zu desinficiren,“ um Stinde's Ausdruck mir anzueignen.

Bei seinem Mangel an Bildung ist nicht befremdlich, daß er sein „von“ für ein Hauptwort hielt, und darauf einen wahrhaft lächerlichen Stolz an den Tag legte, was mich an Johnson's sonderbaren Ausspruch lebhaft erinnert „daß selbst der

Enkel eines Mannes, der einst das Wunderwerk der chinesischen Mauer gesehn hatte, hierauf stolz sein dürfe.“ Heine's Witzwort war wie auf ihn gemünzt: „daß je jünger ein Stammbaum, desto grünlich bitterer seine Früchte.“ So erschien er wie „ein Mensch, dessen ganzes Verdienst“ wie der Herzog v. St. Simon sagt, „in seiner Geburt, und sein ganzes Gewicht in seinem Körper besteht.“

Sein Beruf als Miterschaffer der öffentlichen Meinung, dem er freilich ohne Beruf hiezu sich gewidmet, eine sehr oberflächliche Routine, mit Hilfe von Tinte und Feder, „weißes Papier nicht viel werthvoller zu machen,“ hatten ihm doch Stellung und Geltung bei seicht Urtheilenden in der Gesellschaft verschafft. Es ist nicht zu leugnen, daß eine gewisse Leichtlebigkeit, sein sorglos leichtsinniger selbst liederlicher Lebenswandel merkwürdiger Weise vorzüglich geeignet waren, in Vieler Augen ihn mit einem besonderen Nimbus zu umgeben. Man konnte bei ihm sicher sein „daß er gewiß nicht an einer Tugendindigestion“ nach Murger „sterben werde,“ und von seinen Werken galt, was Ad. Müllner sagt: „daß er wohl allnächtlich schwärme, dann aber alltäglich dichte.“

Eben sein Wesen, das ihn als Mitglied der

Bohême erſcheinen ließ, verbunden mit Zügen eines „hemdärmelig“ ungenirten Cynismus und einer ſouveränen Verachtung aller Moral, verſchaffte ihm bei der Menge den Ruf eines genialen, geiſtreichen Mannes, denn wie es in Junius-Briefen treffend heißt: „Ehrlichkeit und Dummheit haben ſo lange für gleichbedeutend gegolten, daß der Gegenſatz in Credit gekommen iſt, und jeder Taugenichts ſich einbildet ein Mann von Geiſt zu ſein. Demzufolge dürfte man auch hier einen voreiligen Schluß gezogen haben, und ein übermäßiges Vertrauen auf ſeinen negativen ſittlichen Character über die Tiefe ſeines Geiſtes getäuſcht haben.“

IV.

Gestern war ich bei einer gut besuchten Versammlung der sogenannten Christlich-Sozialen. Es dürften etwa 300 Personen ihr beigewohnt haben, dies wird aber die Parteiblätter nicht hindern die Anzahl der Theilnehmer auf soviel tausend anzugeben. Ganz natürlich, daß der Reichthum an Nullen, über welche die Partei verfügt, zu deren Verwendung für diesen Zweck reizt.

Mein Interesse erregte gleich das Auditorium durch seine wahrhaft rührende Hingebungsfähigkeit an alle Intentionen der Redner. Ein jeder Windhauch — und Wind gab es in den Reden hinreichend — genügte zur stürmisch wogenden Erregung. Aber wie boten erst die Volksredner, die sich in den verschiedensten Typen präsen-

tirten, Gelegenheit zu sehr anregenden Betrachtungen.

Der erste Redner erschütterte im hohen Grade, wenn auch nicht mein Innerstes, so doch wenigstens mein — Trommelfell. Ein wahrer Jupiter tonans hielt er sich ganz nach Grabbe's Vorschrift: „Schrei laut und wild! Der Pöbel scheut den Donner ärger als den Blitz.“ Wahrlich, ich wenigstens konnte keine erhellenden Gedankenblitze als Begleiter des betäubenden Wortgetöses erkennen. Immerhin, der Zweck war erreicht, und ein mächtig erschallendes Echo von Beifall antwortete dem Anruf der Stentorstimme.

Zweckmäßiger Weise war nun sein Nachfolger auf der Tribüne bestrebt, in die gefährlich hochgehenden Wogen der Begeisterung das salbungsreiche Oel seiner Worte, als „echte Phrasengießkanne“ nach Bismarck's Ausdruck, kalmirend zu gießen.

„Wohnte auch nicht der zarten Stimme Wohllaut auf seinen Lippen“, und verlor er in seinem Phrasenlabyrinth öfters den rettenden Ariadnefaden — was that es? Versichert ja schon Pascal: „La vraie éloquence se moque d'éloquence“, die wahre Beredtsamkeit verschmäht es, beredt zu

ſein. Als eifervoller Jünger Talleyrand's wußte er „die Sprache, die ihm dazu gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen" ſo geſchickt zu verwenden, daß auch der aufmerkſamſte Hörer nicht einen einzigen Gedanken aus ſeinem Verſtecke hätte hervorziehn können. Es währte wohl lange, „ehe dieſer Kelch bis auf die Neige geleert war."

Die athemloſe Spannung, die jetzt nach kurzer Pauſe den neu auftretenden Redner begrüßte, ließ mich ſofort erkennen, daß die pieçe de resistance komme. Schon die ſich in die Ohren einſchmeichelnde Stimme mahnte mich an Mommſen's Erwähnung „eines ſo anmuthigen Sprechers, daß der Wohllaut ſeiner Rede faſt wie Beredſamkeit klang." Der einſchmeichelnden Form entſprach aber auch der Inhalt, die etwas ſtark aufgetragene Schmeichelei, womit die wollüſtig gekitzelten Hörer gewonnen werden ſollten. Staunenswerth war die koloſſale Aufnahmsfähigkeit des Publikums, welches mit Behagen, ohne jede Spur von Ueberſättigung alle dieſe Süßigkeiten in großer Menge genoß. „Publikum," dachte ich mit Chamfort „Publikum, wie viele Dummköpfe braucht es, um ein Publikum auszumachen." Wenn ich mir nun vorſtellte, wie eine ehrliche Haut, die den Verſammelten einfach

die Wahrheit, aber die Wahrheit „sans phrases“ ſagen wollte, gegen dieſen ungenirten Schmeichler abfallen würde, fiel mir der gute alte Plato ein: „Ein gerechter, ſtrenger und wahrheitsliebender Mann hat dem Schmeichler der Menge gegenüber nicht mehr Ausſicht auf Erfolg, als ein Arzt gegen einen Zuckerbäcker vor einem Gerichtshof von Kindern, vor dem die Anklage erhoben würde, daß er abſcheulich ſchmeckende Arzeneien anſtatt köſtliche Leckereien verkaufe.“

Selbſtverſtändlich verſäumte der Redner nicht, das Alltäglichſte das er vorbringen wollte, in wohlklingende Floskeln emballirt vorzutragen, denn nicht nur „die Diplomaten,“ wie Mommſen ſagt, ſondern auch die Volksredner dieſer Art „haben es ſtets unter ihrer Würde gehalten, das Einfache einfach zu ſagen.“ Auch erkannte er den Werth gutgewählter gangbarer Schlagworte, deren er ſich mit Virtuoſität bediente, denn wie Saint-Beuve meint: „Iſt einmal ein Schlagwort gefunden, das den Ohren und der Einbildungskraft zuſagt, ſo wiederholt es jeder, und man gibt es dann für die Stimme des Volkes und als öffentliche Meinung aus.“

Ja! wer den Gipfel der Volksgunſt erreichen

will, ohne Adlerſchwingen zu beſitzen, der verzweifle deshalb nicht, ſondern beherzige das Wort von d'Alembert: „Es giebt zwei Weſen, die die höchſte Spitze der Pyramiden erreichen können, der Adler und der — Wurm.“ Fürwahr auch „sic itur ad astra!“

Der minimale Aufwand von Denk- und Urtheilskraft, mit welchem die wichtigſten und ſchwierigſten ſocialen Probleme behandelt wurden, mahnte an Hebbel's „Säcke voll Korn, die auf Kaffeemühlen gemahlen werden ſollen.“ Der Wortüberfluß reichte freilich nicht, die Gedankenarmuth zu decken, und wie Wortfülle und Gedankendürre ſo oft ſich begegnen hat ſchon Jean Paul gefunden: „Worte folgen den Gedanken wie der Schatten dem Lichte, aber in der Mittagsſonne iſt der Schatten am kleinſten.“

Und wenn es auch dem Schmeichler des Volkes gelänge, unter der dicken Lage von Schminke echte Wahrheit einzuſchmuggeln, bleibt dies ſtets verwerflich, und der wahre Freund der Wahrheit betritt dieſen Weg niemals, denn wie Leſſing lehrt: „Wer daran denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſein, ihr Liebhaber iſt er gewiß nie geweſen.“

Aber trotz all dieſer Schönrednerei und Phraſenabhaſplung zog ich doch eine Lehre aus dem Vorgehn, wie die Aufmerkſamkeit und Auffaſſungsfähigkeit der Menge erhalten und gehoben würde. Es iſt dieſe, daß ſich der Redner von allen abſtrakten Sätzen und grauen Theorien ferne hielt, hingegen bemüht war, jede ſeiner Behauptungen durch angezogene paſſende Beiſpiele aus dem praktiſchen Leben faßlich zu machen, und ſo zu ſagen, zu beleben. So daß er demnach bewirkt, daß ſich das Wort, welches dem leichtzerſtreuten Zuhörer oft als leerer Schall, bei dem er ſich nichts denkt, vorübergleiten möchte, durch die beigebrachte, anſchauliche Illuſtration nämlich durch angeführte Beiſpiele tief einprägt. Ich möchte dies als die richtige Uebertragung der Vorzüge des Anſchauungsunterrichtes von der Volksſchule bezeichnen und ſie Volksrednern ganz beſonders empfehlen.

Und noch um eine Erfahrung reicher wurde ich bei dieſer Gelegenheit.

Daß es auch auf dieſen erhöhten Brettern des Podiums ein Reich der Schminke und des Scheins und Kuliſſengeheimniſſe gäbe.

Obgleich ich es dem Redefluß deutlich anmerkte, daß das nicht ein friſchſprudelnder Quell ſei,

ſondern Abgeſtandenes, im Vorrath Geſammeltes, in künſtlicher Leitung Zugeführtes geboten werde, überraſchte mich die bewundernswerthe Geiſtesgegenwart, mit welcher der Redner ſtets ſchlagfertig den von verſchiedenen Seiten ertönenden Zwiſchenrufen und ſcharf widerſprechenden Einwürfen ſeiner Opponenten zu begegnen, dieſelben ſiegreich zu pariren wußte, und hätte mich bald irregeführt. Doch bewies mir endlich ein Blick hinter die Kuliſſen, daß es ſich da um eine „durch höhern Rathſchluß prädeſtinirte Oppoſition“ handle. Scharf zublickend kam ich hinter das Geheimniß. Hinter den Masken entſchiedener, ſchonungsloſer Gegner ſteckten ganz gemüthliche gute Kameraden und Helfershelfer. Der mit grimmigem Satz aufſpringende Leu war ja Gevatter Schnock, der Schreiner, der die gut memorirte Rolle geſchickt abbrüllte. Die ſich dem Redeſtrom entſchieden entgegenſtemmende Mauer war ja thatſächlich keine Mauer, ſondern Thoms Schnauz, geworben tüchtige Steine hinabfallen zu laſſen, auf daß der Fluß nicht zu monoton und langweilig dahinſchleiche, ſondern künſtlich geſtaut artige ſprudelnde kleine Kaskaden und Waſſerfälle erzeuge. Ein ergötzlicher Anblick.

V.

Wahrlich Hebbel hat den Nagel auf den Kopf getroffen: „Man lebt in Oeſtreich wie auf dem Treibeis.“ Welche Wandlungen im Staatsleben habe ich ſchon erlebt in dieſem Reiche, „wo nichts beſtändig, nichts dauernd, als der Wechſel.“ Mir ſchwindelt, wenn ich zurückdenke. Ein ewiges Schwanken auf und ab. Nach jedem Wellenberg ein raſch folgendes Wellenthal. Um nur die wichtigſten Markſteine des politiſchen Lebens zu bezeichnen: Der Vormärz, das Jahr 1848 mit ſeinen proteusartigen Geſtaltungen, jetzt „himmelaufjauchzend“ jetzt „zu Tode betrübt“, die folgende düſtre Nacht der Reaktion, nach dem Dämmerzwielicht des Octoberdiploms die Februarverfaſſung, deren Siſtirung, und nun das Bürgerminiſterium, ſodann der

abgrundtiefe Sturz auf Hohenwart—Habietinek—Jireczek. Nicht nur „das Unzulängliche, auch das Unaussprechliche hier ward's Ereigniß.“ Und nun nach neuerlichem kurzen Lichtblick halten wir bei Taaffe, dem traurigen Fall des Ministeriums „von Fall zu Fall.“

Ist schon bekanntlich jedes Gehen nichts anderes als ein fortgesetztes Fallen, so gilt dies ganz besonders von der Regierung Taaffe. Dies „Fortfretten“ von Fall zu Fall war ein Fallen von einem Fehler in den andern, ein stetes Sinken, „immer tiefer, immer tiefer“. Auch in moralischer Beziehung, was Unaufrichtigkeit, Anwendung verwerflicher Mittel, wenn sie nur zum Ziel zu führen verhießen, Connivenz gegenüber dem System nützender Gesetzbeugung, ja Gesetzübertretung betrifft.

Konnte doch ein scharfsinniger Freund dem Bedenken, daß das Ministerium ein unfähiges sei mit der entschiedenen Behauptung entgegentreten: „Was sagst du, unfähig? — im Gegentheil dieses Ministerium ist zu Allem fähig.“

Daher dies verdächtige, wohlgefällig schmunzelnde, nach echt „know nothing“ Manier nichts sehen wollende, heuchlerisch verhaltene Verhalten gegenüber den rohen demagogischen Ausschreitungen des

Antisemitismus, der schamlos, aber auch straflos gegen Verfassung, Gesetz, Sittlichkeit und Rechtssicherheit verstieß. Statt, wie es die Pflicht gebot, sogleich energisch und schonungslos beim ersten Vorkommen der verderblichen Giftpflanze sie auszujäten, ließ man die in dem Sumpfboden der Unbildung und des Brodneides alle guten Keime erstickende Wasserpest üppig fortwuchern, bis jetzt zu deren Ausrottung ein neuer Herkules kommen müßte.

Ebenso, um den, jenen Dunkelmännern gefährlich erscheinenden, Liberalismus der deutschen fortgeschrittenen Nation zu hemmen, dies Hätscheln, diese halben Maßregeln zur Förderung aller übrigen Nationen und Nationchen, sobald sie sich nur durch Deutschenhaß hiezu empfohlen hatten.

Man hatte vergessen, wie schon Hormayer in seinen Bildern aus den Befreiungskriegen mit wahrhaft prophetischer Gabe warnte. Er schrieb: „Ein östreichischer Staatsmann sagte mir 1825: „Man sah in Oestreich in den verschiedenen Nationalitäten ein arcanum duplicatum gegen jede allgemeine Erhebung. Man connivirt jetzt wieder die alten lange zurückgesetzten Nationalitäten, Sprachen und Geschichten. Daß aber nur nicht

aus dem Spaß Ernſt werde, daß in 20—25 Jahren die reſpectiven Nationalitäten bei einem äußeren Stoß wie Schnitze fauler Aepfel anseinandergehn."

Doch trotz alledem und alledem, wir Deutſchen in Oeſtreich können ruhig in die Zukunft ſehen, denn auf uns paßt genau was Ranke ſagt: „Das Größte, das dem Menſchen begegnen kann, iſt es wohl in der eigenen Sache die allgemeine zu vertheidigen."

In dieſer Zeit offener unleugbarer Reaktion blieb nur der Troſt, daß der Schritt nach rückwärts dazu diene, daß dann der größere Anlauf den Sprung nach vorwärts um ſo weittragender mache. Und wir ſagten uns mit Arne Gaborg: „Die Reaktionszeiten wollen nichts anderes ſagen, als daß die Oberklaſſe nun bis Montag frei bekommt, damit der Lehrer ſich bis dahin ernſtlich mit den Nachſitzenden beſchäftigen könne. Sind ſie dann angemeſſen nachgekommen, ſo ſind wir wieder an der Tour."

„Quod est contra naturam est contra Deum." Das Schreiten der Menſchen wie der Menſchheit nach rückwärts iſt die volle Unnatur, und wie Varnhagen ſagt: „Die Reaktion iſt doch nur wie

das Zurückgehn auf einem Schiffe, das vorwärts fährt."

Damals verkehrte ich in Wien viel in Kreisen der Journalisten, in dieser ungesunden Periode der epidemischen Zeitungskonfiskationen. Man war oben noch nicht zur Ueberzeugung gekommen, daß alle Welt die Ansicht von Elise Reimarus theile, „daß Konfiskationen von jeher stillschweigende Zeugnisse für die Wahrheit gewesen sind." Es strich ein böser Wind, in welchem sichtbar alle Blätter heftig zitterten. Das Richtbeil des Staatsanwaltes sauste unheimlich und erbarmungslos durch die Lüfte. Eine Schreckenszeit war für die Publicisten angebrochen. Da jede öffentliche Aeußerung von Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen und von Unwillen hierüber streng verpönt war, hätten die Herren von der Feder alle Ursache gehabt den Gamin-Witz von 1793 neu in Scene zu setzen, und das „Ra-re-ri-ro-ru (Rare est rire aux rues) auf offener Straße zu intoniren.

Wie konnte es also anders sein: Alle Leitartikel von bleicher Furcht angekränkelt, schlotterten einher, blutleer, kraftlos, farblos, matt. Wie hätten vor dem Staatsanwalt zitternde Hände feste, wohlgetroffene Zeitbilder entwerfen können. Aengstlich

verhüllte und maskirte sich bis zur Unkenntlichkeit jeder freisinnige Gedanke. Ueppige Blumenguirlanden von Phrasen wurden verschwenderisch ausgehängt, nur zu dem Zweck, daß sich ein kleines Schlänglein darunter berge. Um der Wächter Spürsinn zu täuschen war man bestrebt, in Unschuld heuchelnde Floskeln wohl emballirt ein Minimum von Wahrheit in die Lesewelt einzuschmuggeln. Es war die Zeit, wie sie Heine schildert: „eine Zeit der verhüllenden Phrasen, der zweideutigen Worte, der heuchlerischen Blumen, der feigen Feigenblätter.“

VI.

So sind sie denn für immer geschlossen die klaren wohlthuend freundlichen Augen meines theuern Onkels Kleophas, und niemals mehr werden sie milde lächelnd mit wahrer Segenskraft auf mir ruhen. Wie erleuchtete dieser Blick voll Herzensgüte, des besten Freundes von Kindheit auf, meinen Lebensweg, wie hell und schalkhaft lächelte er mir in ungetrübt guter Laune.

Trotz seiner kleinen zierlichen, doch originellen Gestalt ragte er schon äußerlich über seine Umgebung aus der grauen Alltäglichkeit hervor. Mit ihm verschwand wieder von der Bildfläche eines der wenigen Originale von ehemals, welche mir wie die bunten, farbenprangenden Initialen in dem

monotonen Lettern-Einerlei unseres Lebensbreviers erschienen.

Lebhaft und geistreich bildete der gute Oheim das belebende Element jeder Gesellschaft, in der er erschien. Durch ihn wurde es mir so recht klar, daß das, was man in der Gesellschaft gewöhnlich als geistreich bezeichnet, nicht so sehr Fülle und Reichthum des Geistes ist, sondern vielmehr eine besondere Geschmeidigkeit, ich möchte sagen Volubilität desselben, bestehend in Geistesgegenwart, einer verblüffenden Schlagfertigkeit, die Gabe, wie sie Alfred Klaar bezeichnet „auch ohne Anlauf zu springen", welches wie Rahel treffend sagt „eine horchende Seele" voraussetzt.

War er auch gewöhnlich im Umgang zart und rücksichtsvoll, und deshalb auch der allgemeine Liebling, konnte er sich doch bei seinen manchmal etwas „hemdärmelichen" Ein- und Ausfällen recht ungenirt zeigen, ganz der Meinung von Theodor Storm zuneigend:

„Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht. Doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten."

Belege hiezu könnte ich reichlich anführen. So

erinnere ich mich der freilich gar derbkräftigen Wendung, als er in einer Gesellschaft mit einem ihm besonders widerwärtigen, alten, medisanten Fräulein zusammentraf. Ich muß freilich zu seiner Entschuldigung vorausschicken, daß diese böse Zunge das Gewerbe der Schwarzfärberei betrieb, ohne vor offenbarer Verleumdung zurückzuschrecken. Da man ihm nun die Dame mit den Worten vorstellte: „Ich weiß nicht, ob Sie schon das Vergnügen haben, Fräulein Mina zu kennen?“ versetzte er trocken: „Ich bedauere, ich habe wirklich nicht das Vergnügen, obwohl ich Fräulein Mina schon lange kenne.“

Noch ein zweiter ähnlicher Vorfall ist mir gegenwärtig. Onkel Kleophas traf einmal bei mir einen, mir mehr als mir lieb war, anhänglichen ehemaligen Schulkameraden, Wilhelm Grün mit Namen. Dieser war wohl im Grund ein ganz guter Mensch, aber dabei ein „herzlich schlechter Musikant“, das will sagen, ein bis zum Exceß langweiliger, seichter, unermüdlicher und von sich in hohem Grade eingenommener Schwätzer. Seine Specialität war ein leicht hingeworfenes Wort unversehens aufzufangen, sich in dasselbe zu verbeißen, und es dann im endlos fortgesponnenen leeren Wortstreit herumzuzerren, und dann schonungslos ein hohles Wortge-

klingel ad infinitum und sine gratia forttönen zu lassen.

Mitten in einen solchen vom Zaun gebrochenen Wortkampf mit stumpfen Waffen, welchen ich vergeblich wiederholt abzubrechen gestrebt hatte, trat der gute Onkel ein. Doch unentwegt und unerschrocken setzte Wilhelm, der nach Luther „wenn Wort' die Leut' schlügen, gewiß ein dappferer Mann wäre" den Streit fort. Onkel Kleophas spielte eine Zeit lang die Rolle des Unparteiischen, bemühte sich dann mit einigen lapidaren trockenen Bemerkungen, jenen Wortstrom einzudämmen. So meinte der Sprichwortreiche bei einem gar zu argen Verstoß gegen den gesunden Menschenverstand: „Oho! guter Freund! erst die Nas' und dann die Brill'!" Bei gar zu derber Uebertreibung hieß es: „Nein! nein! moderata durant, lederne Modesten*) dauern lang!" Als dann im Eifer sich mein Gegner zu einer unhöflichen Aeußerung hinreißen ließ, äußerte der Zwischenredner:

„Höflich mit dem Mund, hurtig mit dem Hut,
Kostet nicht viel, und ist doch sehr gut."

und setzte hinzu: Bedenken Sie, Schätzchen! „es ist besser mit dem Fuß gestrauchelt als mit der Zunge."

*) Modesten, locale Bezeichnung für Beinkleider.

Als aber alle Ermahnungen wirkungslos geblieben, selbst der kalte Strahl, mit dem mir Onkel eine Widerrede mit den scharfen Worten verwies: „Schweige doch!

Wer antwortet auf unnützes Geschrei,
Der macht aus einem Unglück zwei!"

schlug er sich endlich ganz auf Wilhelms Seite, und rief mir zu: „Strecke als Besiegter die Waffen, denn die von deinem Widersacher letztangeführten Beweise sind platterdings so schlagend, daß nach dem Spruch des Dichters „selbst Götter dagegen vergebens ankämpfen würden."

Von dieser dickaufgetragenen Schmeichelei angenehm gekitzelt, verließ nun auch Wilhelm „quasi re bene gesta" als Sieger den Kampfplatz, nicht ohne noch den Partherpfeil eines vernichtenden Blickes auf den schmählich Besiegten abzuschnellen.

Eine selten getrübte heitere Laune zeichnete Onkeln aus, die sich in zahlreichen Witzworten mit reichlicher Benützung der „Fliegenden Blätter" manifestirte. Doch Folgendes, angeblich als Selbsterlebtes öftere Male mitgetheilt, scheint mir doch Eigenbau. Er behauptete nämlich in dem durch seine Sprachreinheit berühmten Pirna einer Theatervorstellung von Faust beigewohnt zu haben, in

welcher das nicht ganz textfeste Gretchen, das wie ortsüblich gern weiche mit harten Lauten verwechselte, glaubwürdig versicherte „weder Fräulein, weder schön zu sein, und also unbekleidet nach Hause gehn zu können.“

Wie ich schon bemerkte, war es eine Spezialität des Verstorbenen, bei den verschiedensten Gelegenheiten aus einem reichen Schatze älterer, doch mir neuer Sprichwörter zu schöpfen, und im Bedarfsfall sofort ein schlagfertiges Contingent derselben mobil zu machen. Eine ansehnliche Zahl dergleichen blieb mir in Erinnerung.

Als ich zum Beispiel in die Jahre kam, wo Herz und Sinne laut und mächtig zu sprechen begannen, und es ihm nicht entging, daß ein blendend schönes Mädchen mir gefährlich zu werden drohte, mahnte er: „Nun natürlich, den Wein muß man immer nach der Gestalt des Faßes kaufen.“ Recht hast du:

„Auf's Gesicht muß man gehn
Nachher trifft man's schon schön!“

Freilich bei der Wahl der zukünftigen Gattin gebührt den leicht bestochenen Sinnen das erste Wort. Wisse denn: „Die Wage sagt, das ist schwer, und das ist leicht, aber nicht das ist Gold, und das

ist Silber." Er fügte noch bei: Im Sinnenrausche sich verlieben und seine Wahl treffen, da entsteht, wie Guerazzi sagt: „aus der Liebe die Ehe, gerade wie aus dem Wein der Essig."

Auch in einer frühern Lebensperiode stand er mir als bestrathender Freund treu zur Seite, als es sich um die Wahl eines Berufes handelte. Daß der Durchgang durch das Gymnasium genommen werden mußte, war zweifellos, denn mein Vater theilte die Ansicht Berthold Auerbach's: „Die klassische Bildung ist die Grundmauer von Quadern. Sie wird in den Boden gelegt, bleibt unsichtbar, aber trägt den Bau sicher und fest."

Als ich aber nach Beendigung dieses Vorstudiums lange schwankte, und zu keinem Entschluß kommen konnte meinte er: „Vorwärts! wer nicht anspannt, dem kann man nicht vorspannen." Verstieg ich mich aber in meinen Hoffnungen für die Zukunft zu hoch, und wollte Unerreichbares anstreben, so hieß es:

„Ja! was man nicht kann werden,
Ist einem das Liebste auf Erden,"

aber nur nicht zu hoch hinaus, denn:

„Bleiben im Thal
Ist gut für den Fall,"

jedoch mir ist nicht bange um dich: „Es fliegt kein Vöglein so hoch, es läßt sich wieder nieder.“

Mein Vater wünschte, ich sollte Kaufmann werden, während der Oheim sich für den Besuch der Universität gewichtig einsetzte. Vaters Motivirung, daß ich bei bestehenden Verhältnissen darauf sehn müsse, daß mich mein Beruf nähre, klang mir fürchterlich abschreckend, an Börne's Wort denkend: „Sich ernähren! Abscheuliches Wort! Sich zu mästen für die Schlachtbank des Todes.“

Also fiel mein Wunsch mit dem Rathe des Onkels zusammen, und mein Vater gab nach. Ich besuchte die Universität, studirte die erste Zeit mit außerordentlichem, ja überhitztem Eifer, der aber bald nachließ, so daß mein treuer Mentor mit Hebbel's Worten mahnen mußte: „Wer seine Schweißtropfen zählt, wird sein Geld nie zählen.“

Es gab so Vieles, das mir Wankelmüthigen das Studium an und für sich verleidete, namentlich aber schwerwiegende Bedenken, ob der Beruf, zu dem ich mich bestimmte, und der dann mein Leben erfüllen sollte, richtig gewählt sei. Nach vielem Schwanken, bald jenem, bald diesem mich zuwendend, das meinen getreuen Eckart zur Warnung veranlaßte:

„Wer viel Handwerk kann,
Wird zuletzt zum Bettelmann"

erklärte ich mich schließlich, zur nicht geringen Entrüstung desselben, als entschlossen, mich doch lieber dem Kaufmannstand zu widmen. Ich war der Ueberzeugung, daß man von seinem Berufe nicht zu viel für das Leben verlangen dürfe, daß in dieser Beziehung Carlyle im Recht sei, wenn er schreibt: „Wie wahr ist es, daß der Bruch des Lebens an Werth nicht sowohl dadurch erhöht werden kann, daß man den Zähler erhöht, als vielmehr, daß man den Nenner vermindert."

Der gute Oheim, der gewiß eine zu hohe Meinung von meinen Fähigkeiten hatte, und in deren Ausbildung und Verwendung das Glück meiner Zukunft gesichert hielt, mahnte aber mit den Worten des alten Dichters Opitz:

„Heißt das nicht entlaufen
Dem Wasser, wo es quillt,
Und aus der Pfütze saufen."

Und so habe ich es vor Allen ihm zu danken, der, sobald ich auch fernerhin bei einem drohenden Mißerfolg muthlos die Flinte in's Korn werfen wollte, erinnerte: „Oft schießen, trifft einmal", daß ich dem ergriffenen Berufe treu blieb.

Aber mein gewissenhafter väterlicher Freund war auch bestrebt, mich zur Selbstständigkeit zu erziehen, und trat er auch einer manchmal sich überhebenden, aus Büchern geschöpften Altklugheit entgegen: „Jahre wissen mehr als Bücher", mahnte er doch, mir mein eigenes Urtheil zu bilden, und zu demselben zu halten, denn:

„Angenommene Weis'
Schmilzt dahin wie Eis."

Er feuerte mich an im intimeren Zusammenleben mit Altersgenossen nach dem werthvollsten Schatz echter Freundschaft zu schürfen, machte mich aber zugleich auf die Gefahren einer, der Jugend so natürlichen Leichtgläubigkeit aufmerksam: „Liebe deinen Nächsten, aber reiße den Zaun zwischen euch nicht ein!"

Und so ist mir eine große Anzahl seiner weisen, treffenden Sprüche gegenwärtig, die er bei passenden Gelegenheiten auszustreuen verstand, und welche mir bei solchen stets wieder in's Gedächtniß zurückkommen.

Bei größern oder kleinern Widerwärtigkeiten, wie sie sich im Alltagsleben einzustellen pflegen, hieß es:

„Duck' dich und laß vorübergahn,
Das Wetter will sein Willen ha'n"

oder tröstete er:

„Glück und Unglück
Tragen einand' auf dem Rück',"

oder an den unvermeidlichen Wechsel mahnend:

„Kein Glück ohne Tück!"

Gegen die der Jugend eignende Unbeständigkeit und Wanderluſt hieß es:

„Oſt oder Weſt,
Daheim iſt das Beſt'."

Wiederholt hörte ich von ihm den Buddhiſtiſchen Spruch, daß jeder Uebelthat die Strafe folge:

„Auf den Thäter zurück fällt das Böſe,
Wie feiner Staub gegen den Wind geworfen."

So ſehr er ſcharfe Würze in ſeiner Rede liebte, vermied er ſie doch in ſeiner einfachen Lebensweiſe bei ſeiner Koſt, ſchon aus Mißtrauen, daß dadurch ein weſentlicher Mangel an Echtheit oder Friſche des Gebotenen maskirt werden ſollte, und citirte dann:

„Kappen, Pfeffer und Kalk
Verbergen manchen Schalk."

Gegen übertriebene Tadelſucht hörte ich: „Einem Zuſeher iſt keine Arbeit zu groß."

Als man eine verliebte Alte zur Vernunft und Beſinnung bringen wollte hieß es: „Wenn eine alte Scheuer brennt, dann iſt nicht mehr zu löſchen."

Drohte ich trotz aller guten Vorsätze doch in einen alten Fehler zurückzufallen, traf mich sein Spott:

„Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl,
Wenn er auch säß' auf goldenem Stuhl."

Dem gewissenlosen Eigennutz begegnete sein beißendes Wort: „Ach der Gute! er ist bereit, seinem eigenen Sohn die Haut vom Leibe zu ziehn, um die — eigene damit zu flicken."

Auf seinen ausgesprochenen Haß — Abneigung wäre ein zu schwacher Ausdruck — gegen jede aufdringliche heuchlerische Frömmelei komme ich noch zurück. Hier will ich nur bemerken, daß, wo er nach Ludwig Pfau's Ausdruck „fromme Floskeln hörte, die von ranzigem Salböl trieften", gegenüber jenen Wortchristen, die ihre Frömmigkeit derart in Worten verschwenden, daß ihnen, bettelarm, für ihre Thaten nichts übrig bleibt, wie Montaigne es so fein bezeichnet: „Jener Glauben, der ohne Kraft, bis zur Seele zu dringen, auf der Zunge sitzen blieb", das Sprichwort gern citirte:

„Fromm sein, schad't nicht,
Gar zu fromm, reicht nicht.
Halb fromm, halb ein Schalk
Nährt wohl, und verdirbt nicht bald."

VII.

Eine Woche ist verflossen, seit der geliebte Oheim in kühler Erde ruht, und Tag und Nacht, im Wachen nnd im Traume steht sein Bild vor mir. Schmerzergriffen gedenke ich stets meines unersetzlichen Verlustes. Wie wahr ist was Grillparzer sagt:

„Daß das Verlor'ne
In so hellem Lichte glüht.
Ist doch der Verlust ein Blitzstrahl,
Der verklärt, was er entzieht."

Wähne ich auch in einzelnen müden Momenten ein Nachlassen des brennenden Schmerzes zu fühlen, sogleich bin ich des Irrthums überführt. Ist es doch wie beim Nachtfrost, der eine täuschende dünne Eisdecke über den Strom gebreitet. Unaufhaltsam, mit unveränderter Gewalt fließt der Strom darunter.

Der erste festere Schritt hierauf, und du brichst ein in das bluterstarrende Element.

Der geringste Umstand mahnt mich von Neuem an mein Unglück, reißt die Wunde frisch auf. Wie Recht hattest du, guter alter Freund mit deinem Spruch: „Stets stößt die Zunge an den schmerzenden Zahn," den Schmerz erneuernd und steigernd. Es ist wie Jean Paul sagt: „Ein schwerer Kummer ist wie ein Felsstück, das ein Vulkan empor- und hinauszuwerfen strebt, und das immer wieder in den lodernden Kessel zurückstürzt." Ich sagte mir mit Justinus Kerner:

„Gott schickt uns Leiden,
Auf daß uns diese Welt,
Wenn wir von ihr nun scheiden,
Nicht mehr so mächtig hält.
Die Mutter legt den Brüsten
Am End' ein Bittres bei,
Auf daß des Kind's Gelüsten
Nicht mehr so heftig sei."

Wie schwer litt ich schon am Tage seiner Bestattung unter der mir wahrhaft barbarisch erscheinenden Unsitte einer langen, salbungsvollen Leichenrede. Der wahnbefangene Priester dachte wohl durch das Aufgießen des ranzigen Oels seiner Beredsamkeit die stürmischen Wogen der trauernden Aufregung zu kalmiren, während das Oel die

Flammen des brennenden Schmerzes nur wilder auflodern ließ. Derart meinen in tiefſter Seele geborgenen Schmerz coram populo zum lauten Ausbruch ſchonungslos hervorzuzerren mahnte mich an Hebbel's: „Nicht ſein Herz entblößen iſt die Keuſchheit des Mannes.“

Der Tod des geliebten Greiſes war ein ſanftes Hinüberſchlummern nach hohem Alter, das ſeine Geiſteskräfte faſt ungeſchwächt und unverändert wirkſam bewahrte. Von ſeinen letzten Jahren galt alſo Gott Lob! nicht was Schopenhauer ſagt: „Man wünſcht ſich ein hohes Alter, alſo einen Zuſtand darin es heißt: Es iſt heute ſchlecht, wird nun täglich ſchlechter werden, bis das Schlimmſte kommt.“ Er hielt ſich vielmehr nach der Vorſchrift von Georges Sand: „Nur nicht nachgeben! denn willigt man einmal ein, alt zu werden, dann altert man ſchnell.“

Ich habe ſchon früher erwähnt, wie ſehr mein Onkel ein entſchiedener Feind jeder Frömmelei und Heuchelei geweſen. Doch war er frommen Gemüthes, voll wahrer Gottesfurcht, aber nicht von jener Art Menſchen, von welchen Diderot ſagt: „ſie fürchten nicht Gott, ſondern haben Furcht vor Gott.“ Aber das Aufnöthigen von Dogmen, Glaubens-

geboten und ceremoniösen Bethätigungen lehnte er entschieden ab. Diesem Grundsatz blieb er bis zum Lebensende treu. Was die Ohrenbeichte betrifft, hielt er sich ihr fern und berief sich gern auf Walter Scott, der schreibt: Es gibt Menschen, die die Gewohnheit haben, alle Monate ihr Gewissen in die Beichte zu tragen, und wenn es dann recht rein gebrannt und weiß gewaschen vom Priester zurückgebracht ist, sind sie zu allen möglichen bösen Streichen wieder so bereit, wie ein Kind, welches in seinen saubern Sonntagskleidern gerade am meisten geneigt ist, die Pfützen aufzusuchen." Und trotz zudringlicher Einmengung Fernstehender lehnte er auch auf seinem Sterbebette bei vollem Bewußtsein jedes Abgehn von seinen Grundsätzen mit voller Entschiedenheit ab.

So wie sein ganzes Leben vor mir — ich möchte sagen faltenlos — ausgebreitet liegt, weiß ich auch, daß er der Absolution und geistlichen Buße „Senf zur Verdauung von schweren Speisen" wie es Auerbach nennt, wahrlich nicht bedurfte.

Oft und namentlich in seinen letzten Lebensjahren überschüttete er jene mit beißender Lauge, welche zur baroken Krönung eines Lebens voll rücksichtslosem Freigeist und Freidenken, schließlich zu

Concessionen an die Vorschriften eines positiven Glaubens greifen, wie er es nannte: „ihre Augen, kurz bevor sie brechen, noch heuchlerisch verdrehen.“ Für die gilt treffend der Nachsatz von Grillparzer's Spruch: „Religiosität ist wohl die Weingährung des sich bildenden, aber auch die faule Gährung des sich zersetzenden Geistes.“ Bei solcher möglichst verzögerten Bekehrung, die ich analog, wie Ossip Schubin die Furcht der alternden Jungfrau ledig zu bleiben, gleichfalls „Thorschlußpanik“ nennen möchte, muß ich an die Bekenntnisse des heiligen Augustin denken, welcher gesteht: „er habe oft seufzend zu Gott gebetet, er möchte ihn aus dem Pfuhl der Lüste erretten, doch manchmal hinzugefügt — aber nur nicht gar zu schnell.“

Dieser Einwirkung meines Oheims von zarter Jugend an, habe ich selbst es zu verdanken, daß ich ohne den Durchgang durch beängstigende verwirrende Zweifel und finstern Aberglauben, in religiöser Beziehung heiter, in vollster Seelenruhe und unbedrängt durch das Leben ging, und daß die positiven Glaubenslehren für mich stets nur ein kulturgeschichtliches Interesse hatten.

Wie richtig erscheint mir, was Maupassant geistreich ausspricht: „Es ist allgemeine Sitte sich

der Religion so zu bedienen, wie eines en-tout-cas. Bei schönem Wetter ist es ein Spazierstock, bei glühender Sonne ein Sonnenschirm, bei Regen ein Regenschirm, und wenn man nicht in die Oeffentlichkeit geht, bleibt er im Vorzimmer müßig stehn."

Ich bin auch der Meinung Schopenhauer's: „daß die positiven Religionen wie die Leuchtwürmer der Dunkelheit bedürfen, um zu leuchten," so wie nach demselben: „Die Religion in frühern Jahren ein Wald war, hinter dem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem sich gelegentlich Gauner verstecken." Bezeichnet doch schon Montaigne „den religiösen Glauben der Menge als jenen schönen Glauben, der das, was er glaubt, nur glaubt, weil er nicht den Muth hat, es nicht zu glauben", und findet Paul Heyse: „Bei Vielen ist die Religion nicht mehr als das Kissen, das dem Zugstier unter das Joch geschoben wird."

Daß man sich dem positiven Glauben blind zu unterwerfen habe, und das Prüfen dessen Wahrheiten als sündhaft ausgeschlossen sei, mahnt mich an Diderot's tiefsinnigen Vergleich: „In einem ungeheuern Wald, verirrt bei Nacht, habe ich nur

ein kleines Licht zur Leitung. Da kommt ein Unbekannter und sagt: Lieber Freund, lösche doch das Licht, um den Weg besser zu finden. Der Unbekannte ist ein Theolog."

Der blinde Glaube führt fast unvermeidlich zum religiösen Fanatismus, „der" nach Danton „nur servile Seelen befällt, so wie das austretende Wasser nur die niedern Gegenden füllt", der religiöse Fanatismus, der, wie Nietzsche so richtig sagt: „auf schreckliche Weise, so wie Pascal's Glaube, einem dauernden Selbstmord der Seele ähnlich sieht."

Gewaltig ergriff mich Diderot's gewichtiger Zweifel: „Wenn Gott der sündigen Eva sagte: du sollst in Schmerzen gebären, wofür straft er dann das Weibchen der Thiere, die ja auch in Schmerzen gebären."

Meint doch auch Schopenhauer: „daß vielleicht der so oft prophezeite Zeitpunkt nahe ist, wo die Religionen von der europäischen Menschheit scheiden, wie eine Amme, deren Pflege das Kind entwachsen ist, welches nunmehr der Belehrung des Hofmeisters zufällt, denn Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben." Selbstverständlich sah es auch mit meinem Glauben an Wunder „jenen himmlischen Staatsstreichen"

ſchlecht aus, und pflichte ich Ludwig Feuerbach bei: „Wurde nicht an den ſprechenden Eſel Bileam's eben ſo gut als ein wirkliches Wunder geglaubt, wie an ein anderes Wunder? O ihr großen tiefſinnigen Philoſophen! ſtudirt doch vor Allem die Sprache des Eſels Bileam's. Sie klingt nur den Unwiſſenden ſo fremd, aber ich bürge euch dafür, daß ihr bei nähern Studien in dieſer Sprache ſelbſt eure Mutterſprache erkennen und finden werdet, daß dieſer Eſel ſchon vor Jahrtauſenden die tiefſten Geheimniſſe eurer ſpekulativen Weisheit ausgeplaudert hat.“ Muß ich ſchon an Wunder glauben, wie klein iſt dann der Schritt vom erhabenſten zu jenem: „daß der heilige Dionyſius ſeinem Kopf, nachdem er ihm abgeſchnitten war, einen Kuß gegeben.“

Aber keineswegs gehöre ich zu den Glaubensloſen, ſondern theile die Anſicht von Pierre Loti: „O Glaube! ſegensreicher, köſtlicher Glaube! Jene welche eifern, er ſei eine Täuſchung, und müßte im Herzen der Menſchen zerſtört werden, ſind eben ſo unvernünftig, als wenn ſie alle Arzneimittel, welche die Schmerzen beruhigen und einſchläfern, verwerfen wollten, unter dem Vorwand, daß ihre Wirkung doch bei Eintritt des Todes aufhören würde.“

Auch die letzte, freilich problematische ärztliche Hilfe wies Onkel Kleophas, sich seinem Ende nahe fühlend, bei vollstem ungetrübten Bewußtsein ab, indem er sich lächelnd auf Jean Paul berief: „Die Aerzte dienen ja ohnedem nur den guten Engeln, die den Kern ohne Körperschale begehren, zu Nußknackern."

Trotz warmem, liebebedürftigem Herzem ist er unverehelicht geblieben, als Anhänger von Stendhal's Lehre: „Er hielt von der Ehe, was wir von der Lotterie halten. Sichere Täuschung, und das Glück darin nur von Thoren gesucht."

Seine Jugend war reich an schweren Sorgen, harten Entbehrungen und schmerzlichen Verlusten, und doch hatte er sich aus dem Schiffbruch vieler Hoffnungen in weiser Ergebung in sein Alter hinüber einen Schatz von frohem Sinn, Genügsamkeit und Zufriedenheit gerettet. Ich wüßte für ihn kein passenderes Epitaph als den Spruch von D. F. Strauß:

„Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
Wer zu genießen? Der zu meiden weiß.
Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrag
Des eigenen Fleißes zu bescheiden weiß.
Wer lenkt die Herzen? Der den herben Ernst

Stets in ein heitres Wort zu kleiden weiß.
Wer iſt der Weiſe? Der das falſche Geld
Vom echten ſchnell zu unterſcheiden weiß.
Und wer der Fromme? Der von Menſchen wohl,
Doch nicht von Chriſten oder Heiden weiß."

VIII.

Hiemit ſchließe ich die Eintragungen in mein Tagebuch, im hohen Alter, voll Sehnſucht nach endlicher Entlaſtung von meiner ſchweren Lebensbürde, nach Ruhe, die ich wohl bald zu finden hoffe, wenn auch meine letzten Worte nicht wie die von Heinrich v. Kleiſt lauten werden: „Ich frohlocke bei der Ausſicht auf das unendlich prächtige Grab.“

Beim Rückblick auf mein Leben gedenke ich voll Dankbarkeit einer glücklichen Kindheit, umgeben von liebereicher Pflege und Zärtlichkeit. Wie tief begründet iſt, was der in dieſer Beziehung ſchwer geprüfte Hebbel klagt: „Die Sonne ſcheint dem Menſchen nur einmal, in der Kindheit und in der frühen Jugend. Erwarmt er da, ſo wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird

frisch herausgetrieben, und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinn: „Nur wer Kind war, wird Mann. Ich erbebte, als ich dies zum ersten Mal las. Nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen.“

Meine Jugendjahre waren voll idealen Strebens und von einer warmen Begeisterungsfähigkeit, die ich mir, Gott sei es gedankt! bis in das späteste Alter zu erhalten wußte, verklärt. Wie trieb es mich, nach Grillparzer:

„Mich hinabzustürzen
In das rege, wirre Leben,
An die volle Brust es drücken,
An sich, und doch unter sich.“

Als Mann war ich durch trübe Erfahrungen schwer geprüft. Wie oft hat mich die Hoffnung genarrt, und ich die Wahrheit von Jean Paul's Worten erkannt: „Die Hoffnung ist wie die Butter, mit welcher die Nase bestrichen, der Hund trockenes Brod für gutes fettes Butterbrod ansieht und annimmt.“ Ja fürwahr: „Wir leben nur“ nach Börne „für die Zukunft. Ein ewiges Stimmen, und nie beginnt die Musik.“ Und da wir, wie Hebbel sagt: „stets auf Rechnung der Zukunft leben, ist es kein Wunder, daß sie Concurs

macht.“ Ja ich habe es erlebt und erfahren, wie richtig es Börne vorausgesagt: „daß die Erfahrung einer unerbittlichen Schönen gleicht. Jahre gehen vorüber, bis du sie gewinnst, und ergibt sie sich endlich, so seid ihr Beide alt geworden, und könnt euch nicht mehr brauchen.“

Und so ist, Gewährsmann Turgenieff, öfters „ein verspätetes Glück nichts als ein beleidigender, bitterer Spott des Geschickes.“

Nackter Bosheit und Verderbtheit bin ich in meinem Leben wenig begegnet, und hatte mehr über die kleinen Leiden des menschlichen Lebens zu klagen, aber da auch genügend. Weniger Wunden als unerträglich quälende Mückenstiche, die natürliche Wirkung des Umstandes, daß nach Jean Paul's treffender Bemerkung: „Der Hauptfehler des Menschen ist, daß er so viele kleine hat.“

Ich war wohl stets bemüht, mich meiner Umgebung angenehm und nützlich zu machen, fand aber auch, was Hebbel sagt: „Zum Dank dafür, daß das Licht sie bescheint, werfen die Dinge Schatten. Die Menschen auch.“ Auch die Wahrheit von Rahel's Wort erkannte ich schmerzlich: „daß man sich nicht zu leicht finden lassen soll,

denn haben Einen die Leute wolfeil, ſo denken ſie gewiß, man iſt nicht viel werth."

Betrachte ich mein Leben im Verhältniß zu meiner Umgebung und dem erreichten Ziel, muß ich mir mit Hebbel ſagen: „Und der ich bin, grüßt trauernd den, der ich konnte ſein." Denn, wie Immermann mir aus der Seele ſpricht: „Es iſt thöricht, wenn kalte Menſchen einen an Anerkennung Darbenden auf ſein eigenes Bewußtſein verweiſen, weil ſelbſt recht tüchtige Seelen immerdar an ſich zweifeln. Alle Eigenſchaften können durch todte Gleichgiltigkeit der Umgebung zu Grunde gerichtet werden."

Doch tröſte ich mich mit dem Spruch des wenig anerkannten Dichters Ferdinand Sauter:

„Eines doch bedenke jeder,
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brod er ſchmiedet oder ſchreibt,
Daß die Mühſal des Erwerbens
Uns das Beſte untergräbt,
Und am Tage unſeres Sterbens
Niemand weiß, ob er gelebt."

Ende.

Citaten-Regiſter

Seite

Arnim von Achim, Ludwig 112
Adam, Adolphe 60
d'Alembert, Jean 134
Anderſen, Hans Chr. 100
Auerbach, Berthold 88 99 101 121 122 149 158
Auguſtin, der Heilige 159
Auſône, de Chanzel 36
Bach, Friedrich 101
Bach, Sebaſtian 65
Bacon, de Verulam 107
Beck, Karl 64 74 75 100
Béranger, Pierre Jean de 59
Bernadotte, J. B. 26
Bettina 102
Bismarck, Fürſt 131
Blanc, Louis 73
Bodenſtedt, Friedrich 94
Börne, Ludwig 71 98 100 104 114 150 166 167
Bourget, Paul 106
Boz 110
Broglie, Herzogin von 115
Büchner, Georg 11
Buddhiſtiſcher Spruch 153
Byron, Lord 102

Seite

Carlyle, Thomas 151
Carrére 114
Chamfort, S. R. 132
Cid (Poème de) 10
Cobden, Richard 26
Danton, George 73 161
Diderot, Denis 99 157 160
Feuerbach, Ludwig 12 162
Fielding, Henry 98
Franz I, Kaiſer 70
Friedrich der Große 99
Gaborg, Arne 140
Geibel, Emanuel 90
Gervinus, Georg Gottfried 57 63 88
Goethe 7 54 56 84 103 105 111 138
Gottfried von Straßburg 97
Gounod, Charles François 58
Grabbe, Chriſtian Dietrich 131
Gregovorius, Ferdinand 16
Greſſet, T. B. L. de 124
Grillparzer, Franz 43 111 155 159 166
Guerazzi, Francesco Domenico 149
Gutzkow, Karl 32 92 100
Gwinner, Wilhelm 85
Hanslick, Eduard 3 61 62 63 64 67 68
Hamſun, Knut 92 93
Hebbel, Friedrich 8 71 85 86 91 97 98 101 113 121 124
134 137 150 157 165 166 167 168
Heine, Heinrich 91 96 128 142

Seite

Helfert, Joſef Freih. v. 87
Hering, Ewald 104
Heyſe, Paul 10 124 160
Hiller, Ferdinand 108
Hocher, Kanzler 20
Hormayr, Joſef Freiherr v. 139
Humboldt, Alexander v. 27
Hutten, Ulrich v. 69
Immermann, Karl 168
Jonſon, Benjamin 128
Joubert, Mme. 77
Junius-Briefe 129
Kant, Immanuel 57
Karl X. 58
Keller, Gottfried 106
Kerner, Juſtinus 156
Klaar, Alfred 77 144
Klein, J. L. 48 61 68 79 80 81 82 123
Kleiſt, Heinrich v. 165
Labruyère, Jean de 111
Lange, Friedrich Albert 87
Laſſalle, Ferdinand 124
Lenau, Nikolaus 102
Leſſing, Gotthold Ephraim 5 50 88 119 134
Lionardo, da Vinci 111
Loti, Pierre 162
Ludwig, Otto 28 119
Luther, Martin 146
Macaulay, Thomas B. 8 69 78 112

Seite

Marſchall v. 22
Maſius, Heinrich 53
Maupaſſant, Guy de 160
Mèrode, Cardinal 24
Meyer, Conrad Ferdinand 14
Milton, John 86
Mirabeau, Honoré Graf 71
Moleſchott, Jakob 59
Miſes, D. (G. Th. Fechner.) 72
Mommſen, Theodor 34 71 75 84 132 133
Montaigne, Michel Equem de 154 160
Montesquiou, F. X. Herzog 18
Müller, Max 31
Müllner, Adolf 128
Murger, Henri 104 128
Muſſet, Alfred de 10 100
Nietzſche, Friedrich 86 161
Nordau, Max 113
Opitz, Martin 151
Paſcal, Blaiſe 131
Paſquill 27
Pecht, Friedrich 112
Pèrier, Caſimir 127
Petrarca, Francesco 27 28
Pfau, Ludwig 74 154
Plato 133
Proudhon, Pierre Joſef 109
Rahel 99 125 144 167
Ranke, Leopold 140

Seite

Reimarus, Eliſe 141
Remuſat, Mme. de 12
Richter, Jean Paul Friedrich 8 10 12 13 15 16 73 77 86
97 101 113 127 134 156 163 166 167
Robespierre 74
Rouſſeau, J. J. 60
Rückert, Friedrich 97
Sacy, Antoine Baron de 107
Saint-Beuve, Charles Auguſtin 133
Saint-Simon, Herzog v. 128
Salm, Hugo Fürſt v. 23
Salm, Robert Altgraf v. 22
Sand, George 157
Saphir, M. G. 108
Sauter, Ferdinand 168
Schiller 14 15 42 43 75 114 131
Schlegel, Friedrich 59
Schmolck, Benjamin 92
Schopenhauer, Arthur . . . 9 11 113 123 157 160 161
Schubart, Ch. F. D. 107
Schubin, Oſſip 16 159
Schumann, Robert 62
Schwarzenberg, Karl Ph. Fürſt 21
Scott, Walter 158
Shakeſpeare 125
Spitzer, Daniel 78
Sprichwörter 9 11 16 38 98 146 147 148 149 150 151
152 153 154 156
Stendhal, (Beyle) 163

Seite

Stinde, Julius 127
Storm, Theodor 144
Strauß, David Friedrich 125 164
Talleyrand, Fürſt 84
Tieck, Ludwig 7 166
Tolſtoi, Leo Graf 12
Turgenieff, Ivan 167
Bacano, Emil Mario 13
Varnhagen von Enſe, Karl 140
Vincenti, Karl Fr. Auguſt 15
Viſcher, Friedrich Theodor 85 105
Wieland, Chriſtoph Martin 15

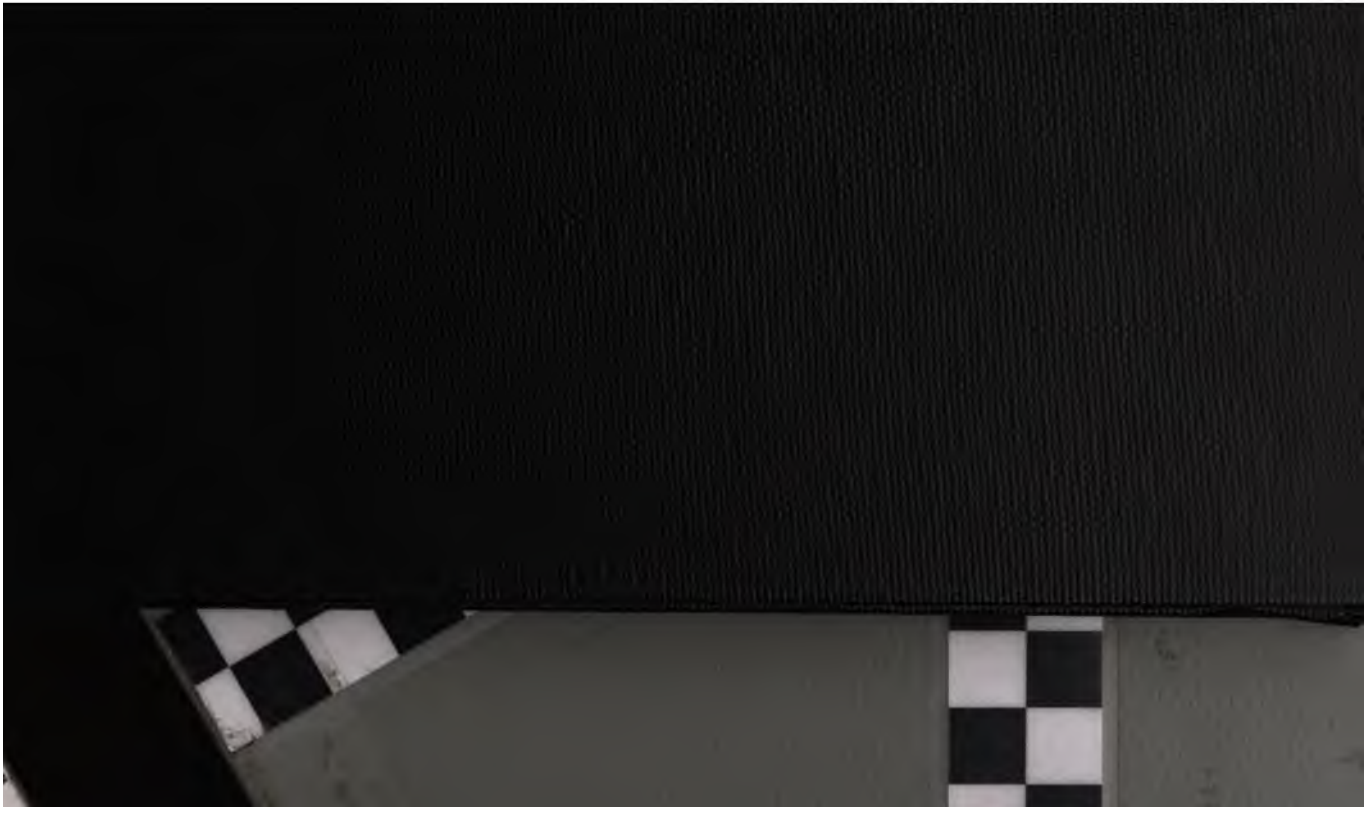
Druckfehler-Berichtigung.

Seite	10	Zeile	2	von	oben	richtig	pourvu	ſtatt	pour vu
„	19	„	15	„	„	„	Montesquiou	„	Montes-quieu
„	38	„	1	„	„	„	Die	„	Den
„	39	„	8	„	unten	„	Steuerleiſtung	„	Steuer-laſtung
„	42	„	10	„	oben	„	horror	„	horor.
„	44	„	7	„	unten	„	hie	„	hin
„	46	„	4	„	oben	„	That	„	Thal
„	55	„	12	„	„	„	Meiſter	„	Muſter
„	104	„	5	„	„	„	Hering	„	Häring
„	104	„	7	„	„	„	ſeltenen	„	ſeltſamen
„	104	„	11	„	„	„	ſeltenen	„	ſeltſamen

Gebr. Adolph & Co., Dresden-Löbtau.

45 97 30157 53 003 BR

PT 2449 .P452 A6 1896 C.1
Aus den Papieren des Grossvate
Stanford University Libraries
3 6105 040 035 441

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004